


22101896098





Erlebnisse und Gedanken

eines

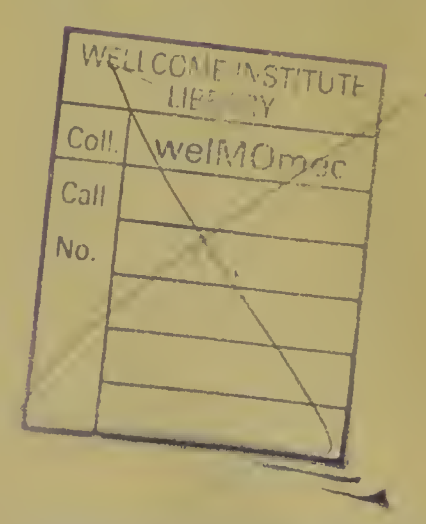
Russischen Militärarztes

1904–1905

von

Dr. med. G. von Voß

Leipzig
Verlag von Gustav Schlemminger



Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Einleitung.

Die folgenden Zeilen sind Ausführungen kurzer Tagebuchnotizen. Sie behandeln nicht den Krieg und die männermordende Schlacht, sondern sollen ein Bild der Zustände im Rücken der Feldarmee in sanitärer, politischer und ökonomischer Beziehung geben. Die bis dato erschienenen Veröffentlichungen entstammen größtenteils den privilegierten Ärztekreisen des Roten Kreuzes. Hier kommt ein simpler Militärarzt zu Wort.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Bestand der russischen Militärärzte sich (ungefährer Taxation nach) gewiß zu 4/5 aus Reserveärzten rekrutierte, die früher dem militärärztlichen Beruf durchaus ferngestanden. In Rußland dient der Mediziner weder unter der Waffe noch im Sanitätskorps, sondern wird nur im Kriegsfall einberufen und ohne Berücksichtigung seines Alters, seiner eventuellen Spezialität und seiner ärztlichen Erfahrung irgend einem beliebigen Regiment oder Lazarett als Arzt zugewiesen.

* * *

Des Verfassers erstes Bestreben war, eigene Beobachtungen möglichst sachgemäß und sine ira wiederzugeben. Dann war er bemüht, Fehler und Mängel der sanitären Organisation zu schildern, deren Vermeidung in Zukunft angestrebt werden sollte.

1*



I.

Abreise von St. Petersburg. Unsere Reisegesellschaft. Der „wahre Patriot“. Nonnenkloster bei Rusajeffka. Der Ural. Zlatoust. Nowo-Nikolajeffsk. Irkutsk. Baikalsee. Petroffski Sawod.

Die Einberufung der russischen Reserveärzte zum aktiven Dienst erfolgte nicht sofort beim Beginn des Ostasiatischen Krieges, sondern schubweise und anscheinend regellos. Fast acht Kriegsmonate waren seit dem Januar 1904 vergangen, ohne daß mich das harte Los betroffen; da am 23. August erhielt ich die Einberufungsorder und die Ernennung zum Assistenzarzt am 4. Reservefeldlazarett. Nach vier Tagen schon sollten wir, mit noch sechs anderen Lazaretten in einem Militärzuge St. Petersburg verlassen. Die wenigen Tage mußte ich benutzen, um mich vollständig auszurüsten und alle meine Verbindlichkeiten zu lösen; sie vergingen nur allzuschnell!

Unsere Abfahrt vollzog sich am 28. August programmmäßig um 1 Uhr nachts, mit geringer Verspätung, unter Gejohl und Gesang der zurückbleibenden Angehörigen und der abfahrenden Mannschaft. Der größte Teil der letzteren befand sich unter dem Einfluß in großen Mengen vertilgter tröstender und stärkender Getränke. Unser Zug führte etwa 40 Wagen, darunter drei I. und II. Klasse, in denen das ärztliche Personal und die Militärbeamten untergebracht waren; die etwa 600 Mann zählende Bedienungsmannschaft und das Inventar unserer sieben Lazarette waren in Güterwagen zusammengedrängt. In einem Wagen I. Klasse, zu vieren im Coupé mit meinen Hospitalskollegen untergebracht, begab ich mich bald zur Ruhe, die erst am Morgen durch den, dem Oberarzt rapportierenden Feldwebel gestört wurde: da war ein Mann zurückgeblieben, ein Soldatenüberrock vergessen und ein Seitengewehr verloren worden. Über unsere Fahrt von Petersburg bis Rjasan ist wenig zu berichten; wir wurden auf den Sta-

tionen mit mäßiger Begeisterung begrüßt, in Twer erhielten einige Kollegen Blumensträuße aus zarter Hand und patriotischem Herzen. Bis zum Ural etwa wiederholten sich auf den Bahnhöfen stets die gleichen Szenen: Maßregelungen betrunkener Soldaten, Entdeckung vorschriftswidrigen, heimlichen Branntweinverkaufs, der unvermeidliche mit Begeisterung getanzte Kasatschok (kleinrussischer Nationaltanz) und die mehr oder minder graziösen Scherze mit dem unseren Zug neugierig anstaunenden bäuerlichen Damenpublikum. In Rusajefska, einer zwischen Rjasan und Ssysran gelegenen Station, wurde der 24stündige Aufenthalt benutzt, um ein etwa 10 Kilometer von der Bahn gelegenes Frauenkloster zu besuchen und zwar in großer Gesellschaft. An der Spitze des teils fahrenden, teils berittenen Zuges befand sich ein Gefährt mit Hochwürden dem Batjuschka (Geistlichen) des 124. Lazaretts und dem Oberarzt desselben, Doktor N., welcher Chef unseres die Nr. 560 führenden Echélons war. Otjez Gerassim gehörte zu der Zahl derjenigen Vertreter des geistlichen Standes, die ein gutes Herz mit viel Glaubenseifer und weniger Reinlichkeit verbinden; die Morgenstunde, welche er benutzte, um sein langwallendes Haar strählen zu lassen, war, wie wir mit Schreck bemerkten, gleichzeitig die Todesstunde mancher, zur wissenschaftlichen Ordnung der Halbflügler gehörender Schmarotzer. Ein israelitischer Kollege von galligem Temperament und scharfer Zunge verwickelte einstmals Hochwürden in einen theologischen Disput, aus dem der arme Batjuschka wortlos und schäumend vor Wut über die Frechheit des ungläubigen Partners hervorging. Der Weg ins Kloster führte uns zunächst durch ein russisches Dorf, dessen Hütten und Felder traurig genug aussahen, während in einem großen tatarischen Dorf alles entschieden den Eindruck von Wohlstand und Reinlichkeit hervorbrachte. Dem Auge des Nordländers imponierte der auf dem Felde noch ungeschnitten stehende, fast mannshohe, schilfdichte und goldgelbe Hafer. In der Nähe des Klosters bemerkten wir eine große Zahl mit Kornschneiden beschäftigter Nonnen, die von unserer Kavalkade scheinbar keine Notiz nahmen. Trotzdem wurden wir schon an der Pforte von einer würdig aussehenden Nonne begrüßt und freundlich zum Eintreten auf-

gefordert, wobei sie sich als Stellvertreterin der Äbtissin vorstellte, die gerade mit der Beaufsichtigung der Erntearbeiten auf dem Felde beschäftigt war. Ohne genauer auf eine Schilderung der Einzelheiten dieses interessanten Besuchs einzugehen, will ich nur auf die wirklich erquickende Gastfreundschaft, die uns hier zuteil wurde, aufmerksam machen. Nach obligatem Tee folgte ein Rundgang durch den Hof und die Gebäude (2 Kirchen, Hospital, neues Refektorium mit selbstgemalten Fresken, Quelle der heiligen Barbara, der Stifterin des Klosters), dann Gottesdienst, Mittag, photographische Aufnahme und zum Schluß wiederum Tee unter einer uralten Linde im Garten. Vor dem herzlichen Abschied erhielt jeder von uns ein kleines Heiligenbild geschenkt, und nach Absingung der russischen Nationalhymne schwangen wir uns fröhlich auf Roß und Wagen, um unserem geduldig wartenden Zuge zuzueilen. —

Obwohl in den ersten Tagen die Stimmung unserer aus etwa 20 Köpfen bestehenden Ärztegesellschaft ein wenig gedrückt gewesen, begannen sich allmählich einzelne Gruppen zu bilden, deren Mitglieder bald gemütlich und ungezwungen lustig miteinander verkehrten. Recht zahlreich vertreten war das israelitische Element, welches fast 50 % bildete; von Deutschen waren nur v. C. und ich vorhanden, unter den Russen Vertreter der verschiedenartigsten Richtungen. Besonders unbeliebt machte sich der russische Kollege W., welcher ganz unbefangen eine vollständige Verachtung des jüdischen Elements zur Schau trug, mit den betreffenden Kollegen kein Wort wechselte, ja sie nicht einmal grüßte. Wunderbarerweise erstreckte sich diese Verachtung nicht auch auf Angehörige anderer Nationalitäten, doch hat mich manches später geführte Gespräch davon überzeugt, daß der Kollege W. zu derjenigen Kategorie von Leuten gehört, die weder am russischen Heer- noch Staatswesen einen Fehler bemerken wollen, wo aber ein solcher zutage tritt und die unglücklichsten Folgen zeitigt, die Schuld daran den „Juden", „Deutschen" oder „Polen" in die Schuhe schiebt. Die Niederlagen des jüngsten Krieges sind demnach durch „Verrat" zustande gekommen, und alles wäre anders gegangen, wenn statt Stackelberg, Meyendorff, Rennenkampf, Bilderling usw. Iwanoff, Petroff und Kusmin des armen Kuropatkin Gehilfen ge-

wesen wären. Es entspricht der Denkweise dieses „wahren Patrioten“, nur Kriegsberichte bestimmter Färbung zu lesen und nur solchen Radamontaden Glauben zu schenken, die ein Krasnoff oder Jelez geschrieben, nach denen bei uns kein Soldat friert, hungert oder flieht, bei den Japanern aber beständig die totbringendsten Epidemien herrschen, alle Leute ungenügend bekleidet sind und sich gern gefangen nehmen lassen, „um es besser zu haben“. Zur Ehre meiner Kollegen sei's gesagt, daß ich derartige Anschauungen sonst nur von jungen, oft wenig gebildeten Offizieren habe vertreten hören. — Ich schloß mich einer kleinen Gesellschaft an, die aus einem jüdischen Reservearzt (früher Landschaftsarzt in Gdoff*), einem jungen Militärarzt aus der Petersburger Garde und Dr. J., dem Oberarzt des dritten Reservelazaretts, bestand. Im Verein mit noch einigen Gesinnungsgenossen hatten wir eine ständige, durchaus gemütliche Whistpartie gegründet, die uns die Zeit in angenehmster Weise verkürzte. Dr. J., eine durch und durch sympathische Persönlichkeit, Junggeselle, Pessimist, dabei aber vom wärmsten Interesse für das ihm anvertraute Lazarett und dessen Personal erfüllt, Naturschwärmer und Spaziergänger, hatte bereits mehrere Jahre im fernen Osten gedient, auch den chinesischen Krieg mitgemacht. Während dieses Feldzuges hatte er, infolge seiner Pflichttreue und Wahrheitsliebe, das Unglück gehabt, sich das Mißfallen seines Vorgesetzten, des zurzeit wiederum an der Spitze des Medizinalwesens unserer Armee stehenden Medizinalinspektors G. zuzuziehen. Nach unserer Ankunft in Charbin wurde ihm die Oberarztstelle entzogen und er erhielt eine Anstellung in der Kanzlei des Charbiner Medizinalinspektors, zum lebhaften Bedauern aller seiner Untergebenen und gewiß zum Schaden der guten Sache. J. hatte in Port Arthur unter General Stössel gedient und wußte nichts Gutes von ihm zu berichten. Unser jüdischer Kollege von der Gdoffschen Landschaft zeichnete sich vorteilhaft aus durch das Fehlen aller unsympathischen Rasseeigenschaften, bei recht scharfem Verstande und lebhaftem Interesse für die große Sache der „Semstwo“ (Landschaft) für ihre Beteiligung am Kriegs-

---

*) Gdoff — Kreisstadt im Gouvernement St. Petersburg

medizinalwesen und alle militär-hygienischen Fragen überhaupt. Unser „vierter Mann", Dr. K., ein junger, durch Protektion relativ rasch avancierter Militärarzt, war liberal, echt national liebenswürdig und etwas unerzogen; pfiff als Mann, der sich was erlauben kann, zum Staunen seiner Kollegen auf die hohe Obrigkeit und alle seine Vorgesetzten. Er war der jüngste von den Oberärzten unserer sieben Lazarette und vertauschte seinen Posten in Charbin bald mit dem eines älteren Arztes*) an einem fliegenden Lazarett, um jedoch auch diesen nach einigen Tagen aufzugeben und die Leitung eines Sanitätszuges zu übernehmen. Dieser häufige Stellenwechsel, eine Art Schusterzuhausspiel, ist in der Militärmedizinalverwaltung ein eingefleischtes Übel; auch an unserem Lazarett konnte ich diese Tatsache wahrnehmen. Nicht nur ist damit ein nutzloses Hin- und Herreisen der Ärzte verknüpft, sondern es sind damit auch bedeutende Unkosten für den Fiskus verbunden; so sah ich mehrfach Kollegen, die eine Summe von mehreren hundert Mark zur Anschaffung von Pferd und Sattel als Regimentsärzte erhalten hatten, dann aber an ständigen Lazaretten ihre Anstellung fanden, wo sie weder Pferd noch Sattel benötigten.

In Rjasan hatten wir einen längeren Aufenthalt gehabt, da wir das Passieren des kaiserlichen Zuges abwarten mußten. Seine Majestät hatte soeben eine Revue über die Truppen abgehalten, die auf den Kriegsschauplatz abgehen sollten; und „siehe, es war alles — wieder mal — sehr gut" gewesen, was durch den gewohnten Regen von Auszeichnungen an Polizei und Militär zur allgemeinen Kenntnis gebracht wurde. Aus einer Entfernung von ca. 300 Schritten konnten wir den schnell vorüberbrausenden Zug bewundern, und aus einem Fenster grüßte uns das schmale, ernste Gesicht des Zaren! — Immer weiter ging unsere Reise, vorüber an Ssysran, wo wir in glühender Spätsommerhitze einen Ausflug an die Wolga machten, vorüber an Ssamara, hinein in den Ural und hinauf auf die Berge, die uns ein prachtvolles Bild boten im schon herbstlich verfärbten Schmuck ihres Waldbestandes. Unter

*) Der Ärzteetat an einem Reservefeldlazarett besteht aus einem Oberarzt, seinem Gehilfen, dem älteren Ordinator (Arzt), und zwei jüngeren Ordinatoren (Ärzten).

gelben Birken und rötlichen Espen die steil aufstrebenden dunklen sibirischen Edeltannen. Und dann höher hinauf felsige Partien, die an die sächsische Schweiz erinnern, wo die anfangs schlanken Kieferstämme immer kleiner und unansehnlicher werden, bis sie auf der Höhe Zwerg- und Krüppelformen annehmen. Mühsam und langsam schleppt sich unser langer Zug dahin, oft in Zirkeltouren sich um einen Gipfel herumschlängelnd, dann mit Hast und Gepolter den abschüssigen Weg in ein Tal hinabeilend, um langsam keuchend die nächste Höhe wieder zu erklimmen. Daß die Anlage dieser Bahnstrecke viel zu wünschen übrig läßt, bestätigten die Erzählungen des uns geleitenden Bahnagenten; bald hier, bald da sei ein Zug entgleist oder hätten sich bei schroffen Steigungen einige Wagen losgerissen u. dgl. m. Mit mehreren Gesinnungsgenossen saßen wir meist auf der schmalen Plattform des letzten Wagens und ließen die Schönheiten des Ural an uns vorbei Revue passieren; auf der Höhe des Gebirgskamms machte sich schon mitunter ein kühler Herbsthauch bemerklich, der wieder schwand, als wir die sibirische Ebene erreichten. In Zlatoust trafen wir an einem herrlichen Herbstmorgen ein; die Bahnstation liegt wie meist (aus Gründen sehr materieller Natur, die den Herren Erbauern wohl genau bekannt sein dürften) einige Werst von der Stadt entfernt; wir benutzten den mehrstündigen Aufenthalt zu einem schönen Spaziergang. Auf einem schmalen Waldwege auf halber Höhe eines zwischen Bahnhof und Stadt liegenden Berges ging es langsam aufwärts, — inmitten dunkler Tannen, unter uns im Tal die Bahnstrecke, welche wir eben passiert. Drüben die schön bewaldeten Berge, kurz ein Schwarzwaldbild! Allmählich tritt der Wald zurück und vor uns liegt ein schmaler steiniger Bergrücken, der weit ins Tal hineinragt. Oben angelangt sehen wir links zu unseren Füßen das Städtchen Zlatoust mit seinen geraden, von weitem ganz reinlich aussehenden Straßen, mit dem Flüßchen, das sich am Fuße des Berges wie ein silbernes Band um die Häuser der Stadt mit ihren zahlreichen Kirchenkuppeln herumschlingt und zu einer seeartigen Stauung erweitert. Und rings um die Stadt ein Kranz teils felsiger, teils bewaldeter Bergrücken, alles zusammen im leuchtenden Schimmer eines sonnigen Herbstmorgens ein unvergeßliches Bild! Doch

darf nicht viel Zeit verloren werden und zurück zum Bahnhof geht's den kürzesten Weg durchs Tal. Ein zu meiner Freude unterwegs gefundener halbverblühter Enzian trägt mir den unverdienten Ruf eines Botanikers ein, — ja, wenn man so viel zu bedenken und zu besprechen hat wie unsere Kollegen vom Militär! Warum Iwanoff schon Kollegienrat geworden, oder Petroff den „Stanislaus um den Hals" (eine sehr minderwertige Auszeichnung!) erhalten, wie soll man da an Mutter Natur denken, die doch nur dazu da ist, um einem das stets teurer werdende Brennholz zu liefern oder mit Regen und Schnee die Straßen schmutzig zu machen? Auch diesmal kommen wir rechtzeitig zurück; unser Zug wartet geduldig, und wenn's mir belieben sollte, noch ein Glas heißen Kaffees zu trinken, so wird er auch warten!

Ohne das so beliebte Abschiedstelegramm*) an die Redaktion der „Nowoje Wremja" abgefertigt zu haben, befanden wir uns nach einigen Stunden auf asiatischem Boden. In Tscheljabinsk war Wagenwechsel und etwa 24 stündiger Aufenthalt; die eigentliche Stadt liegt $2^1/_2$ Kilometer vom Bahnhof, um den herum aber schnell ein Flecken emporgeschossen ist, der, nur durch ein mageres Birkenwäldchen von der Stadt getrennt, sie an Einwohnerzahl schon fast überholt hat. Im stets gleich langsamen Tempo ging es weiter, vorüber an Kurgan und Omsk. In Ob (Nowo-Nikolajewsk) sollte längerer Aufenthalt sein, und das benutzten wir zu dritt, um auf der Station Kriwoschtschokowo unseren Zug zu verlassen und die 10 Kilometer zur Station Ob zu Fuß zurückzulegen. Bis an die 1 Kilometer lange Eisenbahnbrücke über die mächtigen Fluten des Obstromes ging's auf hohem Bahndamm, dann etwa 100 Stufen auf hölzerner Treppe hinab zum Ufer und auf dem Sande des im Herbst weit zurücktretenden Stromes zur Fähre, die natürlich vor unserer Nase abstieß! So mußten wir notgedrungen einen zerbrechlichen Kahn besteigen, der uns trotz Wind und Wellen, denn die Strömung ist hier reißend,

*) In dieser Zeit waren täglich in den Zeitungen stereotype Depeschen fast aller, die europäisch-asiatische Grenze passierenden Offiziere und Ärzte zu lesen! Die „Nowoje Wremja" ist das am meisten gelesene russische Blatt.

schnell ans jenseitige Ufer brachte. Noch 2 Kilometer auf manchmal recht steil ansteigendem Pfade, ein Stück durch die Stadt Nowo-Nikolajewsk und wir waren auf der Station Ob angelangt. Die ebengenannte Stadt führt den Ehrentitel einer solchen erst seit wenigen Monaten, obwohl sie bereits 35 000 Einwohner zählt und als wichtiger, an der Kreuzungsstelle des Obstromes mit der Sibirischen Bahn gelegener Handelsplatz für das Altaigebiet mit Barnaul von Bedeutung ist. Auch hier hatte, wie mir erzählt wurde, zunächst die nötige Protektion gefehlt, um der sich blitzschnell, nach amerikanischem Muster, entwickelnden Stadt zu ihrem Recht zu verhelfen.

Die Spuren des vor einigen Jahren noch unberührten Urwaldes sind auf den breitangelegten Straßen der Stadt vielfach zu sehen; als halbvermoderte oder noch frische Baumstümpfe ragen sie aus dem sandigen Boden hervor! Die Häuser sind aus Holz, fast ausnahmslos einstöckig, nur im Zentrum der Stadt finden sich Steingebäude. Nach einem guten Mittagessen im ersten Restaurant, das allerdings einem „Traktir" (einfachen russischen Wirtshaus) verzweifelt ähnlich sah, hatten wir uns wieder zum Bahnhof begeben, wobei wir gerade die Frage diskutierten, ob es sich lohnen würde, der Vorstellung eines hier gastierenden „berühmten Hypnotiseurs" die Ehre unseres Besuchs zu schenken — zu unserem Vergnügen und zu seiner Entlarvung! Da plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen Feuerschein erregt, der schnell anwachsend sich über dem Zentrum der Stadt erhob. Es war ein tiefdunkler Herbstabend; hinter einer Reihe schwarzer hochragender Tannen, die vom starken Winde hin- und hergerissen wurden, sahen wir die dichten, bald schneeweißen, dann wieder blutrot beleuchteten Rauchwolken dahinjagen, nur selten schlug die Flamme empor. In größter Eile strebten wir dem Brandplatz zu, stolpernd, springend, laufend in den unbeleuchteten Straßen der fremden Stadt, die den vom Feuerschein geblendeten Augen doppelt dunkel erschienen. Endlich waren wir zur Stelle; der sog. Basar, das Handelsviertel, ein von vier Straßen umgrenztes Karree, stand schon fast völlig in Flammen. Unter Lebensgefahr schleppten Hunderte von Menschen allerlei Schund mit Wertvollem vermischt aus den brennenden Magazinen und Lagerräumen. Jammernd

umstanden Söhne und Töchter Israels die Reste ihrer Habe, die vor Feuersgefahr gerettet den gierigen Fingern der mildtätigen Zuschauer nur allzusehr ausgesetzt waren. Einen Soldaten, aus dessen Taschen ganz ungeniert Seidenbänder, Spitzen und dem ähnliches hervorsahen, übergaben wir dem nächststehenden Schutzmann, nicht ohne den berechtigten Argwohn, daß die beiden von nun an gemeinsame Sache machen würden. Schon war auch eine Prozession zur Stelle: mit Weihwedel und Kirchenbanner ging der Pope (griechischer Geistlicher) dem Teufelselement zu Leibe! Doch weder ihm, noch den Anstrengungen der wenig zahlreichen und schlecht organisierten Feuerwehr gelang es, dem Wüten des Feuers Schranken zu setzen. Schon begannen auf einzelnen Dächern der von der Brandstätte durch eine breite Fahrstraße getrennten gegenüberliegenden Häuserreihe sich vereinzelte Feuerzungen zu zeigen, da flaute der Wind ab und in wenigen Minuten veränderte sich das Bild, die Gefahr war vorüber. Krachend stürzten die brennenden Häuser eins nach dem andern ein, aber ein Weitergreifen war nicht mehr zu befürchten; so wanderten wir still zurück durch die stille Stadt zum Bahnhof.

Den nächsten Morgen benutzte ich zu einem Gang durch die Straßen der Stadt und in den Wald über die in einem steinigen, schmalen Bergtal zum Ob hinstrebende Kamenka, deren Wasserfluten im Frühjahr durch Zufluß aus dem die Stadt umgebenden Hügelland ganz beträchtlich anschwellen sollen, jetzt aber durch ihre Größe nicht imponieren konnten. Dafür war der Gang am jenseitigen, einige hundert Fuß hohen, schroff abfallenden Ufer sehr hübsch und schloß mit einem Blick auf den gestern passierten Ob mit der mächtigen Brücke und der weiten Stromebene.

Hinter Krassnojarsk beginnt bald die berühmte Taigà (sibirischer Urwald), deren Wildheit und Unberührtheit längs der Bahnstrecke wohl mehr der Vergangenheit angehört. Feuer und Axt haben hier gewetteifert, um zu viel Licht zu schaffen; kahle Strecken mit schwarzen verkohlten Baumstümpfen und einzelstehenden überlebenden halbvertrockneten Bäumen wechseln mit Waldbildern ab, die bei uns im Norden in schlecht kultivierten Gegenden allzu häufig sind und nur im

bunten Herbstgewand und bei Abendsonnenschein das Auge durch Farbenpracht erquicken. Gemischter Birken-, Tannen-, Espenbestand folgt oft auf Kiefern- und Heidepartien; nur wenige Zederbäume habe ich bemerken können, doch wird ihr Vorhandensein durch die auf allen Stationen verkäuflichen Nüsse bewiesen, welche von Kollegen und Soldaten gleich eifrig gekauft und geknackt werden. Wie im europäischen Rußland Sonnenblumensamen, so bildeten hier die Zedernüsse den Inhalt jeglicher Tasche, und zahllose Nußschalen bedeckten den Boden unseres nur alle 4—5 Tage „zufällig" mal aufgeräumten Waggons. Reinlichkeit ist ja bei uns leider ein seltener Luxusartikel; was so als „Säuberung" der Waggons bezeichnet wurde, geschah in höchst primitiver Weise. Auf irgend einer größeren Station erschienen einige, nach allem andern nur nicht nach Reinlichkeit aussehende weibliche Wesen und wischten mit einem und demselben, natürlich bald schmutzstarrenden Lappen den Boden aller Räumlichkeiten (inkl. Klosetts) auf.

In Taigà, wo die Zweigbahn nach der sibirischen Alma mater — Tomsk — abgeht, genossen wir zu Mittag schönes Wild: Auer- und Haselhühner. Hier scheint überhaupt die Gegend an Wild und Fischen reich zu sein, von letzteren fiel mir durch Wohlgeschmack die bis dahin unbekannte „Nelma" auf, welche nebst dem „Harrius" (eine Lachsart, auch in nordrussischen Gewässern heimisch) auf allen Speisekarten figurierte.

Endlich, hieß es, nähern wir uns Irkutsk; es wurde auf der vorhergehenden Station Halt gemacht, die Innokentjeffskaja heißt und ein großes Truppendislokationszentrum bildet. Um die bis vor kurzem unansehnliche Station hat sich ein großer Flecken gebildet, der aus Kasernen, Lazaretten, Depots usw. besteht. Da unser Zug hier zwei Tage stehen sollte, begab sich unsere gesamte Gesellschaft teils per Wagen, teils per Rangierzug nach dem ca. 10 Kilometer entfernten Irkutsk. Der Kollege von C. und ich zogen es vor, die gute Gelegenheit zu einem erfrischenden Spaziergang zu benutzen und marschierten bald eine leider entsetzlich staubige Landstraße entlang. Endlose Reihen von Fuhren und Militärtransporten passierten wir und hatten bei dem starken Winde unter dem aufgewirbelten Staube sehr zu leiden, bis ein Seiten-

pfad durch ein Birkenwäldchen und quer über ein trockenes Moosmoor uns rettete. Der Fußweg zur Stadt führt vorüber an dem großen Kloster, wo die Gebeine des hl. Innokenti, des ersten sibirischen Heiligen, ruhen; wenn dieser Gottesmann hierzulande auch der letzte Vertreter dieses ehrwürdigen Standes geblieben, sollte mich's bei der anscheinend nicht allzufrommen Denkweise der heutigen Sibirier nicht wundern.

Schon von weitem blendet Irkutsk durch den Reichtum an Kirchen mit ihren bunten und vergoldeten Kuppeln, die von reichen Goldindustriellen in alter Zeit gebaut und der Stadt vermacht, jetzt nur wenig frequentiert werden, deren Erhaltung dem Stadtsäckel aber eine erkleckliche Summe jährlich kosten soll. Glücklicherweise haben die Wohltäter nicht nur religiösen Bedürfnissen Genüge getan, sondern auch durch Gründung von Schulen und Bibliotheken die Stadt bereichert; endlich schmückt sie ein kürzlich erbautes recht imposantes Theater. Für uns Ärzte war die Tatsache von größtem Interesse, daß von Beginn des Krieges bis September 1904, hier noch kaum ein Militärlazarett neu eröffnet war und für Evakuationszwecke nur einige hundert Betten des Roten Kreuzes bereitstanden. Am Abend traten wir die Rückreise nach Innokentjeffskaja in strömendem Regen an, per Rangierzug und in einem unerleuchteten Wagen IV. Klasse.

Der nächste Morgen brachte klares, sonniges Wetter. Zur Vermeidung von Truppenanhäufungen am Baikalsee wurden damals von Innokentjeffskaja aus alle Kavallerie- und Artillerieabteilungen längs der Landstraße um das Südende des Sees bis nach der Station Kultuk abgefertigt. Hier erreichten sie wiederum die bis dorthin fertiggebaute Baikalumgehungsbahn. Ich wohnte dem Abmarsch einer Gebirgsbatterie, eines endlosen Trainbataillons und eines Uralkosakenregiments bei; alle Leute, Offiziere und Mannschaften, schienen sich der Unterbrechung ihrer endlosen Bahnfahrt zu freuen. Die Pferde machten durch unbändige aber stimmungsvolle Kapriolen ihren Reitern und den Artilleristen viel zu schaffen.

Gegen 4 Uhr nachmittags brach unser Zug von Innokentjeffskaja auf und wir erreichten den Baikalsee schon mit anbrechender Dunkelheit. Die Überfahrt fand auf dem Riesen-

eisbrecher „Baikal“ statt, bei herrlichem Mondschein, der den dunklen Wasserspiegel silbern leuchten machte und die Umrahmung der hohen, tiefschwarzen, steilabfallenden Berge noch wirkungsvoller sich abheben ließ. Hinter Tanchoi und Myssowaja geht's immer fort durch Gebirgsterrain; jeder längere, auch nur mehrstündige Aufenthalt wurde zu schönen Ausflügen benutzt. Besonders hat sich mir der Gang von der Station Petroffski Sawod zu dem stillen Friedhof mit den Grabstätten einiger Dekabristen*) eingeprägt. Auf den Bergen fand ich eine an Alpenrosen erinnernde Rhododendronart, weiterhin auch Edelweiß.

Die letzte Strecke vor der mandschurischen Grenze führt durch kahle hügelige Steppe, in der man hier und da Kamele und Herden unzähliger kleiner zottiger Pferde weiden sah. Die burjätische Bevölkerung erinnert im Äußern sehr an ihre in Nordjapan und der Nordmandschurei ansässigen Stammesverwandten. Wie mir erzählt wurde, soll sich der Burjäte und sein Nachbar, der transbaikalische Kosak, durch große Anhänglichkeit an Rußland und den Zaren auszeichnen. Trotzdem ihre Streifzüge die nomadisierenden Burjätenfamilien bis weit nach China, ja ins ferne tibetanische Gebiet hineinführen, soll jedes Familienoberhaupt die militärpflichtigen Glieder stets zum gesetzlichen Meldetermin in die Heimat zurückbringen. Keine Obrigkeit, keine Steuerinspektoren, überhaupt keine Macht auf Erden könnte diese Nomaden zu solcher Loyalität zwingen; weder ihr Glauben, noch ihre Sprache fesselt sie an Rußland, denn sie sind Lamaiten und die russische Sprache ist ihnen völlig fremd, trotzdem hängen sie treu am „Weißen Zaren“! Ich hatte späterhin Gelegenheit, mehrere verwundete Burjäten zu pflegen; es sind hohe, kräftige Gestalten mit dunkelbraungelber Gesichtsfarbe, schwarzem straffen Haar und sehr ausgeprägtem Mongolentypus; sie machten einen freundlichen, sympathischen Eindruck.

---

*) Dekabristen = Dezembermänner, Teilnehmer eines mißglückten Versuchs im Dezember des Jahres 1825, den Thronwechsel zum Umsturz des Absolutismus zu benutzen. Sie wurden teils hingerichtet, teils nach Sibirien verschickt.

II.

Mandschuria. Das Chingangebirge. Chailar. Reminescenz aus dem Boxerfeldzuge. Ankunft in Charbin. Die Geschichte vom alten und neuen Bahnhof. Ausquartiert. Charbiner Lebensmittelpreise.

Am 1. Oktober, abends 8 Uhr, erreichten wir Mandschuria, die russisch-chinesische Grenzstation; der Bahnhof, ein unscheinbares Gebäude, ist von zahlreichen Baracken umgeben, dicht dabei befindet sich ein Markt mit kleinen schmutzigen Buden, in denen russische und chinesische Händler ihre Waren mit vielem Geschrei feilboten. Wir versorgten uns mit Weißbrot und Zwieback, denn es hieß, daß von der Grenze ab die Reise noch viel langsamer vonstatten gehen werde und Bahnhofsrestaurationen nur in geringer Zahl zu passieren wären. Im Speisesaal des Stationsgebäudes saßen zahlreiche militärische, aber auch andere Passagiere, die auf eine Gelegenheit warteten, um weitertransportiert zu werden. Wegen der zahlreichen Militärzüge verkehrten nämlich die Postzüge so unregelmäßig, daß wir auf der letzten Strecke mehrfach solche, durch langes Warten im Postzug ganz verzweifelt gewordene Leute zu uns in unseren Militärzug hinübernehmen mußten.

Es stand uns noch eine bittere Enttäuschung bevor; als wir nach mehrstündigem Aufenthalt den neuen Zug besteigen wollten, der uns nach Charbin bringen sollte, erwies es sich, daß fürs gesamte ärztliche Personal, die Apotheker und Militärbeamten nur ein Wagen II. Klasse vorhanden war. Es entspann sich nun ein unerquicklicher Streit um die Polsterbänke. Daß Apotheker und Militärbeamte (Schreiber, Ökonomen usw.) verzichten müßten, da sie dem Range nach unter dem ärztlichen Personal rangierten, war von vornherein festgestellt worden; die Oberärzte wollten, diesem Prinzip folgend, die jüngeren Ärzte auch vom Genuß der weichen Lagerstätten ausschließen, doch erhoben die jüdischen Kollegen hiergegen lauten Protest. Die Ärzte seien allesamt als „Kollegen" prinzipiell gleichgestellt, daß der tückische Zufall im Militärdienst dem einen ein Stern-

chen mehr auf die Epauletten geheftet als dem andern, könne hier nicht in Betracht kommen. Wir machten dem langen Gezänk ein Ende, indem Dr. J. mit dem gesamten Personal des dritten Lazaretts und einigen ihm freiwillig folgenden Ärzten, unter denen auch ich mich befand, in den Wagen III. Klasse hinübergingen. Schließlich hatten wir noch fast das bessere Teil erwählt, denn in unserem Wagen war viel mehr Raum, bessere Luft und kein Ungeziefer, während die Polster der II. Klasse davon wimmelten! Allerdings war es nicht leicht, sich an die harten, etwas zu schmalen Lagerstätten zu gewöhnen, die trotz Plaid und Deckenunterlagen fühlbar genug blieben. Gegen 3 Uhr morgens verließen wir die Grenzstation und versanken bald in tiefen, traumlosen Schlummer, der uns wie alles andere Ungemach auf Erden, so auch die Härte unseres Lagers vergessen ließ.

Nach etwa 24 stündiger Fahrt durch ziemlich öde Steppengegend erreichten wir Chailar; unweit des bei der Bahnstation entstandenen russischen Fleckens liegt die gleichnamige chinesische Stadt, welche aus dem Boxerfeldzuge einige Berühmtheit erlangt hat. Zwischen der russischen Ansiedlung und der chinesischen Stadt liegt ein großer Götzentempel, dessen weitläufige Baulichkeiten von einem hohen Mauerkarree umgeben sind. Im Schutze dieser Mauern hatten sich damals etwa 10 000 waffenlose Chinesen, unter denen sich vielleicht einige Boxer befunden haben mögen, gesammelt, als der russische General v. Rennenkampff mit seinen Kosaken heranzog. Kanonen wurden aufgefahren und bald explodierten einige Schrapnells über den Tempelgebäuden. In panischem Schrecken stoben die Chinesen auseinander und die ruhmvollen Kosaken besetzten Tempel und Stadt, wobei beide gründlich geplündert wurden. Die glänzende Waffentat aber wurde nach St. Petersburg berichtet und an Belohnungen soll es nicht gefehlt haben.

Unter sachkundiger Führung unseres der chinesischen Sprache kundigen gelehrten Pharmazeuten, Magister H., der vor vier Jahren den Boxerfeldzug mitgemacht, besuchten wir den Tempel. Leider sind die meisten Götzenbilder von den plündernden russischen Soldaten halb zerstört oder aus ihren Nischen gerissen worden. Doch hat der Tempel mit seinen bunten und dennoch

geschmackvoll abgetönten Wandmalereien durch die teilweise Zerstörung an Romantik nur gewonnen. Ein paar chinesische Mönche, die das eine Gebäude zu bewohnen schienen, begrüßten uns freundlich, nahmen sonst aber wenig Notiz von uns.

Hinter Chailar beginnt das Terrain anzusteigen und am 3. Oktober früh befanden wir uns auf der Höhe des Chingan-Gebirges. Die Bahn durchschneidet rechtwinklig den ihr vorgelagerten Gebirgszug, dessen Kamm sie bis zur Eröffnung des großen Tunnels auf endlosen Serpentinen überschritt. Es war ein schöner Wintertag, bei 10° Frost bedeckte fußhoher Schnee den Boden. Nach Passieren des $3^1/_2$ Kilometer langen Tunnels sahen wir das am fast senkrecht abfallenden Bergabhang in endlosem Zickzack hinabsteigende alte Bahngeleise und waren froh, den bequemen Weg durch den Tunnel benutzen zu können. Die ganze Chingan-Gegend wird von den Soldaten des Grenzwachenkorps besonders scharf bewacht, da das Gebirge den Chunchusen gute Schlupfwinkel gewährt und Angriffe auf den Tunnel sehr gefürchtet wurden.

Seitdem wir uns auf mandschurischem Boden befanden, nahm übrigens sogar unsere aus friedlichen Reserveleuten bestehende Hospitalmannschaft kriegerischen Charakter an. Scharfe Patronen wurden verteilt, Wachposten ausgestellt und nachts patrouilliert, sobald längerer Aufenthalt auf den Stationen war. Auch wurden Felddienstübungen mit kühnen Attacken und vielem Hurrageschrei vorgenommen. Von den gefürchteten Chunchusen haben wir unterwegs weder was gesehen noch gehört.

Bald verließen wir das Gebirge und fuhren in die weite Ebene hinein; es waren endlose, öde Steppen, die wir passierten. Das meist ungenutzt bleibende trockene Gras wird im Herbst an vielen Stellen in Brand gesteckt; so hatten wir das Vergnügen, Präriebrände von riesenhaften Dimensionen zu beobachten. Besonders an dunklen Herbstabenden gewährten sie einen wirklich zauberhaften Anblick; meilenweit erstrecken sich die Flammenlinien, die bald hier bald da auflodern und den schwarzen Horizont grellrot beleuchten. Am Tage ist der Rauch dieser Brände kein angenehmer Reisebegleiter, wenn der scharfe Wind ihn durch Ritzen und Spalten in den Wagen hineintreibt.

Viel schneller, als wir erwartet und wohl auch gehofft,

ging unsere Reise nach Charbin vonstatten. Am 12. Reisetage, den 6. Oktober gegen 6 Uhr abends, passierten wir auf hoher Eisenbrücke den imposanten Ssungaristrom und fuhren in den Charbiner Bahnhof ein.

Unser Zug wurde auf einem von den Bahnhofsgebäuden etwa 1 Kilometer entfernten Geleise abgestellt. Vom Hunger beflügelt entstiegen wir eilig unserm Wagen, um die Bahnhofsrestauration aufzusuchen. Es war keine leichte Mühe, sich zwischen ungezählten nebeneinanderstehenden leeren und gefüllten Militärzügen durchzuwinden; wir nahmen die Richtung auf einige weithin Licht werfende Bogenlampen und befanden uns schließlich vor einem im modernsten „Jugend"stil gehaltenen umfangreichen Steingebäude, dessen Fenster hell erleuchtet waren, das aber sonst ganz still und verlassen dalag. Von einem Bahnbeamten wurden wir belehrt, dies Gebäude sei zwar der „neue" Bahnhof, er sei aber dem Verkehr noch nicht übergeben. Der alte Bahnhof befinde sich einen halben Kilometer weiter. Bald hatten wir diesen auch erreicht; es war eine Art Scheune, mit ganz unmöglich engen und schmutzigen Räumen. Ein Wartesaal III. Klasse war überhaupt nicht vorhanden; im Entree und einem zu dem Speisesaal führenden Durchgangsraum saßen und standen ungezählte lauchduftende Chinesen, zwischen ihnen Gruppen von Soldaten. Im Speisesaal drängte und stieß sich das Publikum in solcher Zahl, daß man an den Tischen keinen Platz fand, sondern großenteils stehenden Fußes sein Mittagessen einnehmen mußte.

Das Rätsel, warum dieses dem kolossalen Verkehr längst nicht mehr genügende Gebäude noch nicht mit dem neuen Palast vertauscht war, löste sich bald in durchaus einleuchtender Weise: der Statthalter Alexejeff hatte im neuen Bahnhof seinen Stab einquartiert! — — — Zu gewöhnlichen Zeiten waren die Folgen dieser Maßregel schon fühlbar genug; man denke nur an die zahlreichen Militärzüge, die täglich von Westen hier anlangten. Ferner der lebhafte Passagierverkehr nach drei Richtungen (Mukden, Mandschuria, Wladiwostok). Endlich kam dazu, daß der Bahnhof in Charbin doch eine Art Mittelpunkt des Verkehrs überhaupt bildete. Hier erfuhr man zuerst alle Neuigkeiten sowohl aus der Heimat als auch vom Kriegsschau-

platz; hier suchte und traf man durchreisende Bekannte, speiste relativ gut und zu gemäßigten Preisen! Aber zu einem Unheil wird eine solche Maßnahme, wenn eine Schlacht geschlagen ist und täglich Tausende von Verwundeten in mangelhaft adaptierten Waggons anlangen, wie es nach den Kämpfen vom 28. September bis 4. Oktober der Fall war. Schon längst war von seiten der medizinischen Autoritäten um Überlassung des alten Bahnhofsgebäudes zur Installierung eines zentralen Evakuationspunktes und Lazaretts, zur bequemen Verteilung und Sortierung der anlangenden Verwundeten gebeten worden. Herr Alexejeff war dafür nicht zu haben; bis zu seiner Ende Oktober erfolgten, mit ungeteilter Freude aufgenommenen Abberufung saß sein Stab im neuen Bahnhof und die Verwundeten starben und verdarben vor Kälte in den ungeheizten Waggons, in denen sie bis zu zweimal 24 Stunden verbringen mußten, da kein genügender Raum vorhanden war, in dem sie vorläufig Unterkunft hätten finden können. Doch hiervon später.

In Parenthese bemerkt, der Statthalter erfreute sich der größten, ich darf wohl sagen, allgemeinsten Unbeliebtheit. Von den Chinesen als Stellvertreter des Zaren gefürchtet und bei seinem Erscheinen auf der Straße mit Hinwerfen auf den Boden begrüßt, scheint er in allem nur nach Mitteln gesucht zu haben, seine Persönlichkeit ins Licht der Unumgänglichkeit nach oben und Allmacht nach unten zu setzen. Die Ernennung unselbständiger und unfähiger Leute zu Führern der Flotte soll bei ihm Prinzip gewesen sein, um selbst die Leitung in der Hand zu behalten und um alle erwarteten Lorbeeren für sich reklamieren zu können. —

Während wir uns im Speisesaal stärkten, war der Chef unseres Echélons zum Bahnhofskommandanten gegangen, um Befehle über unsern weiteren Verbleib einzuholen. Nach einiger Zeit erschien er und teilte uns die überraschende Tatsache mit, wir, d. h. die sieben von Petersburg völlig ausgerüstet abgegangenen Hospitäler seien der Charbiner Medizinalobrigkeit ganz unerwartet gekommen und zunächst wisse man nicht, was mit uns anzufangen. Wir wurden angewiesen, bis zum nächsten Morgen in unserem Zuge zu bleiben, das Weitere würde sich schon finden.

Kopfschüttelnd begaben wir uns in unsere Wagen zurück, um dort im Schlaf Kräfte für die kommende Arbeitszeit zu sammeln.

Am nächsten Morgen verfügten sich unsere sämtlichen Oberärzte im Schmuck ihrer Orden und der Galauniform in die Medizinalverwaltung, um sich dem Medizinalinspektor B. vorzustellen und vielleicht dort zu erfahren, welche Bestimmung uns zugedacht sei. Das Resultat ihrer Nachforschungen war zweifelhaft, und wer weiß, welches Geschick uns zuteil geworden wäre, wenn nicht die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze bald Klarheit in die Sachlage gebracht hätten. Im Laufe dieses Vormittags hatten sich auch die anderen Kollegen nach allen Windrichtungen zerstreut, teils um Bekannte aufzusuchen, teils um sich die Stadt anzusehen. Das Wetter, welches uns auf unserer langen Reise aufs schönste begünstigt hatte, begann umzuschlagen. Seit dem Morgen blies ein eiskalter Wind und vereinzelte Schneeflocken wirbelten umher. Ich war mit einem an Influenza erkrankten Kollegen, Dr. R., im Wagen geblieben und beschäftigte mich mit Briefschreiben.

Da plötzlich wurde meine stille Beschäftigung durch einen heftigen Ruck unterbrochen und zu meiner größten Überraschung setzte sich unser Zug langsam in Bewegung. Zunächst vermutete ich eine einfache Rangierung, jedoch sah ich bald, daß wir uns konsequent in südlicher Richtung vom Bahnhof fortbewegten, vorüber an unzähligen Eisenbahnwagen, Warendepots, Erdhütten, leeren und gefüllten Militär-Echelons. Nach einiger Zeit hatten wir die Bahnhofsgebäude hinter uns gelassen und bald war rings um uns her nur freies Feld zu sehen. Noch drei Kilometer ging's weiter, dann plötzlich hielt der Zug. Vergeblich sah ich mich nach irgendwelchen Baulichkeiten, einer Station, einem Wärterhäuschen um, von alledem war nichts zu erblicken. Dabei war das Wetter immer schlimmer geworden, der Sturm sauste über uns dahin und immer dichter fielen die Schneeflocken. Zwecks vorsichtiger Rekognoszierung verließ ich unseren Wagen und erblickte draußen eine heftig gestikulierende Gruppe von Menschen, die aus unserem im Zuge dujourierenden Offizier, seinem Gehilfen und einem Herrn in der Uniform der Eisenbahnbeamten bestand. Es erwies sich, daß wir den Befehl

erhalten hatten, den Zug sofort zu räumen, d. h. mit Sack und Pack, Personal und Bagage, aufs freie Feld hinauszuziehen. Nach längerem heftigen Protest und kurzer aber inhaltsvoller Beratung mußten wir zugeben, daß dem Befehle der Obrigkeit Folge geleistet werden müßte. Da die meisten Kollegen am Morgen ihre Wagen verlassen hatten, ohne eine so plötzliche Lüftung auch im entferntesten zu befürchten, kann man sich vorstellen, wie die Sachen aussahen, welche bald von unseren eifrigen Burschen zusammengepackt und aufs Feld hinausgetragen wurden. Die Eigenschaft des mandschurischen Bodens, innerhalb kürzester Frist sich aus steinhartem, oben staubbedecktem Lehm in einen zähen, dickflüssigen, klebrigen Schmutzbrei zu verwandeln, ist hinlänglich bekannt; wir konnten uns von derselben aufs handgreiflichste überzeugen. Ein Glück war es, daß die diensteifrige Mannschaft aus den Wagen, in denen sie untergebracht gewesen, Bretter schaffen konnte, auf denen die Koffer, Handsäcke und Kisten relativ trocken aufgestapelt wurden. Als wir unsere Sachen etwa zur Hälfte bereits hinausgeschleppt hatten, erschien plötzlich atemlos (er war zu Fuß dem Zuge nachgeeilt) einer von unseren Oberärzten, welcher kraft seiner Autorität erklärte, bei diesem Wetter die Ausquartierung nicht zulassen zu wollen. Wir stoppten die Arbeit und die heftigen Auseinandersetzungen mit dem Eisenbahnbeamten begannen von neuem; sie endeten schließlich damit, daß er sich einverstanden erklärte, von den ca. 40 Wagen des Zuges uns 10 zu lassen, zur Unterbringung der Ärzte und aller Bagage. Die Mannschaft sollte sich zu den etwa 5 Kilometer entfernten Baulichkeiten der sog. Rekonvaleszentenlazarette begeben. Auch für die Ärzte, hieß es, sei dort Platz genug vorhanden. Mittlerweile war es 4 Uhr abends geworden und noch mehrere Kollegen hatten sich zu unserem Zuge zurückgefunden. Da auf einen weiteren Aufenthalt in den Wagen nicht gerechnet war, hatte die Eisenbahnverwaltung auch nicht für Erneuerung der zum Heizen notwendigen Holzvorräte gesorgt. Der starke Sturm bei 1—2° + hatte die Temperatur im Inneren aber sehr herabgedrückt, so erschien uns das Bleiben in den Waggons nicht gerade als wünschenswert. Unsere 600 Mann Untermilitärs konnten auch nicht auf gut Glück nach der in Aussicht gestellten, recht zweifel-

haft erscheinenden Unterkunft abgefertigt werden. Sie auf freiem Felde bei diesem Unwetter nächtigen zu lassen, erschien erst recht unerwünscht. So beschlossen wir denn, gemeinsam mit Dr. J., auf die Suche nach diesen Quartieren zu gehen. Auf unsere Frage, wo sich dieselben befänden, hatte man uns gesagt, wir brauchten nur etwa 4 Kilometer weit dem Schienenstrange zu folgen, dann würden wir links von uns in geringer Entfernung die gesuchten Gebäude erblicken.

Wir machten uns vertrauensvoll auf den Weg, mit dem edlen Bewußtsein, dem Wohle unserer Nebenmenschen zu dienen. Daß dieser Dienst in unserem Falle keine leichte Sache war, davon überzeugten wir uns bald. Es herrschte ein orkanartiger Sturm, der uns vorwärtszustoßen schien; das dichte Schneetreiben benahm uns Hören und Sehen, dabei mußten wir auf schlüpfrigen Eisenbahnschwellen mühsam vorwärtsbalanzieren, da die Zwischenräume nicht mit Sand gefüllt waren. Nachdem wir uns etwa eine Stunde lang mühselig fortbewegt hatten, bemerkten wir einige hundert Schritt vom Bahndamm entfernt eine Häusergruppe, auf welche wir auch sofort zusteuerten. Die ersten Gebäude schienen unbewohnt; um ein größeres einzelstehendes, scheunenartiges Haus drängte sich ein Haufe von Untermilitärs. Einer nach dem anderen erstieg eine Leiter und verschwand im Dachraum. Auf unsere Frage, was hier geschehe, erfuhren wir, daß diese Leute Insassen der Rekonvaleszentenlazarette seien, die bisher in Zelten untergebracht waren. Der heftige Sturm habe heute fast alle Zelte zerstört und da sei es ihnen gestattet worden, in den Dachraum des von den Ärzten bewohnten Gebäudes überzusiedeln. Wir ließen uns den Weg zur Wohnung des Oberarztes des Lazaretts zeigen und betraten bald ein kleines Zimmer, in dem von Möbeln nur ein Bett, zwei Stühle und ein Tisch zu sehen waren. Der Oberarzt war zu Hause und erwies sich als freundlicher Mann, der volles Verständnis für unsere schwierige Lage hatte. Aber helfen konnte er uns nicht, denn die vorhandenen Baracken seien alle besetzt. Für die Soldaten seien zwar Zelte vorhanden, doch habe er weder Kissen, Matratzen, noch Decken. Auf dem durchweichten Boden unter dem mangelhaften Schutz der halbzerstörten Zelte sei es doch nicht geraten, die Mannschaft unterzubringen. Auch für

das Ärztepersonal lauteten die Auskünfte ganz ungünstig. In den letzten Tagen hätten bereits 30 Ärzte und Apotheker hier vorläufige Unterkunft gefunden, ihnen habe er die einzige freistehende Baracke überlassen. Jetzt sei der ganze Raum mit Betten, Kisten, Säcken rc. überfüllt; außerdem sei es kein beneidenswerter Aufenthalt. Heizvorrichtungen fehlten, die dünnen Bretterwände voller Risse und Spalten gewährten Staub, Schnee und Regen ungehinderten Zugang. Seitdem die Rekonvaleszenten oben eingezogen, rieſele beständig Sand und Staub von der Decke nieder. Damit wir ihn nicht im Verdacht der Übertreibung hätten, machte er mit uns einen Gang durch die geschilderten Räumlichkeiten, wobei wir uns von der traurigen Wahrheit seiner Worte überzeugten.

Da wir mit diesen Auskünften unsere Rekognoszierungsaufgabe für erschöpft halten durften, blieb uns nun nichts anderes übrig als den Rückweg anzutreten, um unseren wartenden Leidensgefährten den Mißerfolg unserer Mission mitzuteilen. Der arme Dr. J. war aber ganz erschöpft auf einige leere Kisten niedergesunken und machte keine Miene aufzustehen; so mußte ich denn allein aufbrechen.

Die Dämmerung war unterdessen schon eingetreten, der noch mit ungeschwächter Heftigkeit wehende Sturm blies mir voll ins Gesicht. Ich konnte mich immer nur einige Schritte langsam vorwärtsbewegen, um dann stehen zu bleiben und Luft zu schöpfen. Die Temperatur war auf einige Grad unter Null gesunken und der lockere Frostschnee wurde in jede Lücke meines etwas zu sommerlichen Kostüms hineingeweht. Nur der Gedanke, daß die Überwindung solcher Schwierigkeiten ein erstrebenswerter Sport ist und die Aussicht des einst in heimischer gemütlicher Umgebung winkenden „et hoc meminisse juvabit“ hilft einem auf so harten Wegen vorwärts!

Plötzlich sah ich im Halbdunkel einige chinesische Gestalten mir entgegenkommen. Unwillkürlich beschlich mich ein etwas ängstlicher Gedanke an heimtückische Überfälle durch Chunchusen, spurloses Verschwinden vom Erdboden und was dergleichen blitzschnell wechselnde Vorstellungen noch sind! Doch eine unbefangene Begrüßung mit lautem „Hau-Hau“ meinerseits ruft eine ähnliche Antwort dieser harmlosen Jammergestalten hervor und schon

sind sie im Dunkel ebenso schnell verschwunden, wie sie erschienen. Bald gaben einige hoch über meinen Kopf hinüberschwirrende große Vögel, die ich für Wildgänse ansprach, meinen Gedanken eine andere Richtung. Jagdbilder tauchten auf und ließen mich alle momentanen Schwierigkeiten über der Erwartung neuer Freuden in St. Huberto vergessen.

Es war nun stockfinster geworden, das Gehen auf den eisbedeckten Schwellen des Bahndammes geradezu halsbrecherisch! Dennoch kam ich stetig vorwärts; einem entgegenbrausenden Warenzuge wich ich mit einiger Mühe aus. Endlich sah ich in einiger Entfernung vor mir eine dunkle Masse auftauchen, die sich zu meiner Freude als unsere übriggebliebenen 10 Wagen entpuppte. Mühsam erklomm ich die steilen Stufen des Wagens und fand einige Kollegen im Innern desselben in ihre dicksten Gewänder gehüllt, vor Frost zitternd und sich in Ausdrücken heftigen Zorns über die ungemütliche Situation ergehend.

Mein Bericht war leider nicht dazu angetan, die Herren zu erwärmen und wir mußten uns zähneklappernd zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen räumten wir unsere ungemütliche Heimstätte; ich fand nach vieler Mühe Unterkunft in einer Kaserne, die zum Konvikt für durchreisende Offiziere und Ärzte umgewandelt war. Die nicht sehr zahlreichen Charbiner Hotels sind fast stets überfüllt und der in denselben gewährte Komfort steht im umgekehrten Verhältnis zu dem geforderten Preise. So kostet ein kleines Zimmer, wo Tisch, zwei Stühle und Bett gerade untergebracht werden können, nicht weniger als 6 bis 10 Mark. Dabei muß jeder Anspruch auf Reinlichkeit unbedingt fallen gelassen werden; häufig kämpft man schwer und erfolglos um die Nachtruhe in seinem Gemach, denn auf die Dauer versagt auch das beste persische Insektenpulver! Es ist leicht verständlich, daß bei einer Monatsgage von nicht ganz 300 Mark, die wir als jüngere Ärzte bezogen, auch 6 Mark täglich fürs Zimmer eine unerschwingliche Ausgabe genannt werden muß. Das Essen in den Hotels ist teuer, nur in einfachen Speisehäusern kostet ein Mittag von drei Speisen 1½—2 Mark; doch ist für meinen Geschmack die Kost wenig reizvoll. Frische Gemüse und Früchte sind entweder gar nicht vorhanden oder aber enorm teuer; die früher billigen Konserven amerikanischer,

englischer, auch deutscher Provenienz waren nach der Einnahme von Dalni und Niutschwang durch die Japaner infolge abgeschnittener Zufuhr sehr im Preise gestiegen. Zu relativ billigen Preisen waren noch Weine vorhanden; so kosteten 1 Literflaschen der besten französischen Liköre in chinesischen Handlungen nur 3 Mark. Es muß hervorgehoben werden, daß die chinesischen Kaufleute sich mit einem viel geringeren Gewinn begnügten, als ihre russischen Konkurrenten. Doch ist man allerdings in chinesischen Läden, besonders beim Kaufen einheimischer Waren, auf größte Vorsicht angewiesen, da man nur allzuleicht betrogen wird. Oft erhält man nach energischem Feilschen die gewünschten Gegenstände für $1/4$, ja $1/10$ des zuerst geforderten Preises. Ist man aber als „shipko snakomyi“ (verstümmeltes Russisch, soll heißen „stark bekannt“) zu dem Händler in gute Beziehungen getreten, so hat man häufig Gelegenheit zu sehen, wie er neuen Käufern mit uns geltendem schlauen Augenzwinkern den größten Schund auf die allerfrechste Weise anschmiert. Während kurz nach unserer Ankunft im September die Preise für chinesische Waren noch recht niedrig waren, stiegen sie zum Dezember um das Doppelte und Dreifache. Auch änderte sich das Benehmen vieler chinesischer Verkäufer den Russen gegenüber sichtlich, von kriechender Freundlichkeit ging es allmählich zu fast selbstbewußtem, sogar herausforderndem Trotz über. Der jahrelang geknechtete, oft mit Füßen getretene Mandschure begann zu ahnen, daß der Stärkere über den vormals Allmächtigen gekommen sei. Möchten weitere russische Niederlagen nicht zum Aufstande der chinesischen Bevölkerung Veranlassung geben!

Unzweifelhaft ist auch der japanische Nachbar dem friedlich Ackerbau treibenden Chinesen ein Abscheu, doch erträgt sich Gewalt von seiten des sprach- und stammesverwandten Volkes immerhin leichter. Gleich nach Beginn des Krieges, in den ersten Monaten des Jahres 1904, hatte man in Charbin einen Aufstand der chinesischen Bevölkerung erwartet; die Stadt war von Militär gänzlich entblößt und wäre zur Verteidigung einzig und allein auf die Energie ihrer friedlichen Einwohner angewiesen gewesen.

Wenn ich die Preise einiger Lebensmittel vorhin als relativ niedrig bezeichnete, so bezieht sich diese Äußerung sowohl auf

zollfrei importierte Waren (Weine, Konserven) als auch auf Fleisch; letzteres kostete im Mittel etwa 50 Pfg. das Pfund. Es gab allerdings nur Rindfleisch, Hammel und Kalb ganz ausnahmsweise. Hühner waren recht viel zu haben und kosteten 1 Mark 10 Pfg. bis 1 Mark 30 Pfg. pro Stück, etwa zu demselben Preise erhielt man um die Weihnachtszeit auch Fasanen. Die Gegend um Charbin scheint nicht sehr wildreich zu sein; in dem östlich gelegenen gebirgigen Landstrich, an der Bahn nach Wladiwostok, soll es dagegen von Fasanen, Haselhühnern und auch Birkwild wimmeln. Das Küstengebiet um Nikolsk-Ussuriisk ist reich an vielerlei Wild, Wildschweinen, Fasanen, Hasel- und Rebhühnern, Rehen und Hirschen; auch der Königstiger kommt dort häufig vor. In den Pelzwarenhandlungen der Chinesen in Charbin habe ich häufig Schwarzfuchsfelle gesehen, deren Preis je nach der Güte zwischen 13—32 Mark schwankte. Zobelfelle sind relativ billig, kosten 20—60 Mark, doch sollen sie an Güte den sibirischen weit nachstehen, welche an Ort und Stelle mit nicht weniger als 60—150 Mark bezahlt werden. Ein Tigerfell wurde mir zum Preise von 200 Mark angeboten.

Ein besonders für Hospitäler empfindlicher Übelstand war die Schwierigkeit der Milchbeschaffung und der hohe Preis dieses bei der Krankenpflege so unentbehrlichen Nahrungsmittels. Ein Liter schlechter Milch kostete 1 Mark 10 Pfg. bis 1 Mark 30 Pfg.; zeitweilig mußte auch ganz auf Milch verzichtet werden, wobei man als Ersatzmittel kondensierte Milch resp. Rahm, schweizerischer, englischer und amerikanischer Fabriken gebrauchen mußte. Der fleißige und tüchtige Mandschure ist ausschließlich Ackerbauer, treibt keine Viehzucht, braucht seine kleinen struppigen, unansehnlichen Rinder nur als Zugtiere. Die Kuh mandschurischer Rasse gibt infolgedessen Milch nur 1—2 Monate nach dem Kalben, und auch dann soll das Melkgeschäft große Schwierigkeiten bereiten. Aus Sibirien ist aber noch kaum Vieh importiert worden; es ist schwer verständlich, warum kein unternehmender Geschäftsmann sich seit dem Anfang des Krieges gefunden, um dem schreienden Mangel abzuhelfen. Es ließen sich da gewiß in kurzer Zeit kolossale Summen verdienen. Der Tee ist spottbillig, für 4—5 Mark das Kilo sind die besten Sorten zu haben; sogar der berühmte Blütentee ist nicht viel

teurer. Ich habe im Handel vier Sorten Tee getroffen, hauptsächlich den stark gedörrten, schwarzen, für Rußland bestimmten Tee, dann den schwach nur an der Sonne getrockneten sog. grünen Tee, den die Chinesen trinken. Der Blütentee ist wohl am besten nur als Zusatz zu gebrauchen, verleiht den gewöhnlichen Sorten aber ein ungemein zartes und hohes Aroma. Als viertes Produkt ist der in Sibirien sehr viel gebrauchte „Ziegeltee“ zu nennen; den Namen hat er von der Form erhalten, in der er verkauft wird. Es sind feucht gepreßte, in viereckige Stücke geschnittene und getrocknete, meist niedere Teesorten.

Der Kaffee war recht teuer, ebenso der Zucker. Beide Produkte wechselten stark im Preise je nach der Zufuhr, die zeitweilig ganz stockte. Dann stieg der Preis des Kaffees bis auf 4 Mark pro Kilo und der des Zuckers auf 2 Mark. Besonders empfindlich traf die Zuckerteuerung die russische Bevölkerung; ich kannte manchen Kollegen, der bis zu $^1/_4$ Kilo täglich konsumierte. Übrigens erhielten Offiziere und Ärzte aus den von reichen südrussischen Zuckerindustriellen freiwillig gespendeten Vorräten monatlich 2 Kilo; diese Spenden verringerten sich leider nach der Schlacht von Liao-yan, wo ein großer Teil der Vorräte in die Hände der Japaner fiel.

III.

Der Offizierskonvikt und seine Bewohner. Übersiedlung zum Kollegen Sch.

Mit vieler Mühe war es mir gelungen, einen chinesischen Lastfuhrmann zu finden, der sich für viel Geld bereit erklärte, meine Habseligkeiten vom Felde in meine neue Wohnung, den Offizierskonvikt, zu schaffen. Für die 1½ Stunden, die der Transport in Anspruch nahm, hatte ich dem Chinesen nicht weniger als 20 Mark zu bezahlen. Allerdings befand sich der etwa 3 Kilometer lange Weg in einem geradezu entsetzlichen Zustande. Die plumpen Holzräder der Arbà (Lastwagen) versanken bis über die Axen und das ponyartige, struppige Pferdchen bis an den Bauch in der zähen, braunen Masse, welche die Straße bildete. Nachdem der Wagen unzähligemal stecken geblieben und unter lautem Geschrei und Peitschenknallen wieder flott gemacht war, erreichten wir das große Steingebäude, in dem sich der Konvikt befand.

Unser Unterkunftsraum, der gleichzeitig als Schlafgemach und Wohnzimmer diente, bestand aus zwei großen, durch einen gewölbten Türbogen verbundenen Sälen, von denen jeder etwa 35 Meter lang und 20 Meter breit war. Die Fenster waren an beiden Längsseiten angebracht; die einzige Ausgangstür führte durch einen kleinen Flur direkt ins Freie. Beide Säle waren, bis auf einen etwa 4 Meter breiten Durchgang, mit Schlafstätten und Gepäckstücken vollgestellt; die Betten boten eine interessante Zusammenstellung der verschiedenartigsten Systeme. Da sah man neben Feldbetten neuester Konstruktion Schlafstätten, die aus mit Brettern bedeckten Kisten und Koffern bestanden. Manche Einwohner hatten sich mit Hilfe von Wandschirmen kleine Separatzimmer eingerichtet, doch gehörten nur wenige Alteingesessene zu dieser bevorzugten Klasse. Sonst standen die Betten meist in Reih und Glied nebeneinander, oft nur durch einen Zwischenraum von 2—3 Fuß getrennt. Es war gegen 10 Uhr morgens, als ich die geschilderten Räume betrat. Die Mehrzahl meiner Miteinwohner schlief noch den Schlaf des Gerechten. Mit Mühe und dank einem dem be-

dienenden Burschen zugesicherten Trinkgeld gelang es mir, einen kürzlich freigewordenen Winkel zu finden, in dem ich mein Feldbett aufschlug und meine Gepäckstücke unterbrachte. Leider befand sich mein Bett unweit eines Fensters, dessen zur Hälfte zerschlagene Scheiben nur notdürftig mit Papier verklebt waren. Einerseits war diese Form „natürlicher“ Ventilation, in Form heftigen Zugwindes, besonders nachts sehr empfindlich, andererseits aber ermöglichte sie das Atmen in der sonst von allen möglichen und unmöglichen Gerüchen überfüllten Luft. Die meisten meiner Miteinwohner waren durchaus freie und ungebundene Leute; sie schliefen bis zum Abend und huldigten nachts dem Kartenspiel und Weingenuß. Von einer Säuberung unseres Augiasstalls konnte selbstverständlich keine Rede sein, sie wäre ja mit einer Störung des Schlummers vieler Bewohner verknüpft gewesen. So begnügten sich die bedienenden Burschen allmorgendlich damit, den Mittelgang und die bequem zugänglichen Lücken zwischen den Betten aufzufegen. Abends bedeckten Staub, Straßenschmutz, Zigarettenstummel und Speisereste buchstäblich den Asphaltboden. Die appetitliche, echt nationale Angewohnheit des auf den Boden Ausspeiens mag dafür gesorgt haben, daß den reichhaltigen Nährböden die Bazillenflora nicht fehlte. Einer meiner Nachbarn, ein alter Oberstleutnant, hatte die, längst nicht allgemein verbreitete, löbliche Angewohnheit, morgens seinen Mund zu spülen, spie aber die gebrauchte Flüssigkeit ohne Rücksicht auf meine in der Nähe befindlichen Extremitäten mit Vehemenz direkt auf den Boden aus!

Bald machte ich die Bekanntschaft meiner Nachbarn; der obengenannte Oberstleutnant war ein freundlicher, alter Herr, dem ich später als Kommandanten eines Sanitätszuges begegnet bin. Rechts von mir logierte ein Leutnant N., der von seinem Regiment zur Beschaffung verschiedener Vorräte nach Charbin geschickt worden war. Er benutzte den hiesigen Aufenthalt dazu, seine vom Frontdienst angegriffenen Nerven bald hier, bald dort behandeln zu lassen. Als ich den Konvikt verließ, waren die Vorräte noch immer nicht besorgt und Leutnant N. sprach davon, sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen. Die beiden nächsten Herren, Stabskapitäne (Hauptleute) der

Reserve, waren aus dem Kaukasus bereits vor zwei oder drei Monaten einberufen worden und warteten nun geduldig auf ihre Verwendung. Sie sollten Inspektorstellen an neuzubildenden Hospitälern erhalten. Außer diesen beiden befanden sich noch 40 solcher Leute in unserem Konvikt, die seit Monaten mit wahrer Engelsgeduld auf Verwendung im Dienst harrten und einstweilen regelmäßig ihren Gehalt bezogen. Warum gerade diese größtenteils noch jungen, militärisch gut vorgebildeten Offiziere untätig hier sitzen mußten oder Stellungen an Hospitälern erhielten, während der Mangel an Offizieren nach den Schlachten von Liao-yan und am Schahò immer fühlbarer wurde, so daß die Lücken mit Fähnrichen und Leutnants der Reserve gestopft werden mußten, blieb mir unerklärlich. Außer diesen Offizieren gab es noch zahlreiche Militärbeamte, Ärzte und Apotheker, von denen manche bereits in Charbin eine Anstellung gefunden, aber aus Sparsamkeitsrücksichten die freie Wohnung im Konvikt nicht aufgaben. Endlich waren da zahlreiche Durchreisende, die nach 2—3 tägigem Aufenthalt so schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen waren. Die Habitués unseres Lokals hatten sich schon einigermaßen mit allem versorgt, was zur Leibesnahrung und -notdurft gehört. Da bei uns keine Küche vorhanden war und wir etwa 2 Kilometer vom Zentrum der Stadt lebten, die Wege aber für Fußgänger fast unpassierbar waren, bereiteten die meisten ihr Essen selbst auf Spiritus- resp. Benzinkochern. Heißes Wasser zur Teebereitung konnte man für 10 Pfg. den Krug in der nahegelegenen Waschküche eines Lazaretts erhalten. Fast zu jeder Tageszeit konnte man Gruppen von Leuten sehen, welche Tee bereiteten oder Konserven aufwärmten. Brot wurde uns am Morgen früh von schmutzigen chinesischen Bäckerjungen gebracht; ich werde dies schauderhafte Gebäck, das wir in Ermangelung eines besseren genießen und teuer bezahlen mußten, nie vergessen. Schwammig, geschmacklos, feucht und schmutzig waren die Semmeln (sog. französisches Weißbrot), von denen ein Stück 20 Pfg. kostete. —

Es hatten sich in der etwa 120 Mann betragenden Bewohnerschaft unseres Konvikts mehrere kleine Gruppen gebildet, die gemeinsam dem Kartenspiel oder aber dem Weingenuß huldigten. Von 6 Uhr abends an fanden sich die Whist- resp. Préfé-

rancespieler zusammen, nach 10 oder 11 Uhr aber begann man zum Hasard überzugehen. Dieses edle Vergnügen wurde oft bis 6 Uhr morgens fortgesetzt, wobei Gewinn und Verlust nicht selten an 1000 Mark heranreichten. Die Atmosphäre, welche in den Morgenstunden in unseren Räumen herrschte, spottet jeder Beschreibung. Daß beim Kartenspiel dem Branntwein eifrig zugesprochen wurde, ist selbstverständlich; die Folgen dieser Genüsse trugen nicht zur Gemütlichkeit in unserem Lokal bei. Mehrmals wurde ich durch die Delirien eines Alkoholikers aus dem tiefsten Schlummer erweckt; der Unglückliche wartete schon seit Wochen hier auf definitive Anstellung und war längst reif für ein Irrenhaus!

Im Anfang Oktober ging die nasse Witterung rasch in Kälte über, was sich bei uns recht fühlbar machte; obwohl Öfen vorhanden waren, konnten wir kein Holz erhalten, um dieselben zu heizen. Für Reinlichkeit war in allerprimitivster Weise gesorgt; zwei große Schalen sollten allen Waschbedürfnissen genügen. Der Abort befand sich unter freiem Himmel, etwa 50 Schritte von dem Hause entfernt, mitten auf dem ungepflasterten Hof, der sich bei Regenwetter rasch in einen unergründlichen Sumpf verwandelte. Alle diese Umstände, in erster Linie aber das Leben und Treiben um mich her, veranlaßten mich, aufs energischste die Suche nach einer besseren Unterkunft zu betreiben. Endlich glückte es mir durch Vermittelung eines Bekannten, im Hause eines Kollegen Aufnahme zu finden. Derselbe war beim Beginn des Krieges hierher abkommandiert und zum Arzt des 1. Amur=Eisenbahnbataillons ernannt worden; er wohnte in einer der Erdhütten, die, unweit des Bahnhofs gelegen, seinem Bataillon zugewiesen waren. Die Bauart dieser Hütten ist sehr einfach; ihre Wände bestehen aus zwei Bretterlagen, deren etwa 20 cm betragender Zwischenraum mit Sägespänen oder Erde gefüllt wird. Von außen werden sie mit Erde bedeckt oder aber mit einer Schicht Lehm bestrichen; das Dach wird ebenfalls mit Erde beschüttet. Es versteht sich, daß solche Baulichkeiten gegen Wind und starke Kälte keinen ganz genügenden Schutz gewähren; doch versucht man diesem Übelstande durch Beschlagen der Innenwände mit dickem Filz abzuhelfen. Starker Regen soll die Behausungen

aber häufig genug unter Wasser setzen, woher sie auch recht feucht sind. Doktor Sch. war unverheiratet; er bewohnte vier kleine Zimmer, von denen er mir eines freundlichst überließ. Beim Gedanken an ein eigenes Zimmer geriet ich in einen Zustand höchster Glückseligkeit. Ich sollte nach sechs Wochen zum erstenmal wieder die Möglichkeit haben, allein zu sein! Ein Schreibtisch, ein Stuhl, eine Waschschüssel, in einem etwa 4 Quadratmeter großen, einfenstrigen Zimmer standen plötzlich zu meiner alleinigen persönlichen Verfügung. Bald war mein vorzügliches Feldbett aufgeschlagen und vervollständigte die luxuriöse Einrichtung. Noch ein gemütliches Plauderstündchen mit meinem freundlichen Wirt und ich suchte mein Lager auf, um bereits im nächsten Augenblick in tiefen ungestörten Schlummer zu versinken. — Seit meiner Ankunft in Charbin war indessen etwas über eine Woche verflossen, wir schrieben den 17. Oktober und die seit einigen Tagen kursierenden Gerüchte vom Beginn einer großen Schlacht wurden durch immer häufigeres Eintreffen von Verwundetentransporten bestätigt.

Über den weiteren Verbleib und die Eröffnung unserer sieben Hospitäler war noch nichts bekannt. Vergeblich stattete ich täglich meinem phlegmatischen, von echt nationalem Fatalismus beseelten Chef einen Besuch ab, um zu erfahren, ob wir nicht irgend eine Verwendung finden könnten. Meine Unruhe schien ihn etwas in Erstaunen zu setzen; Arbeit würde sich schon finden, meinte er! Sein Gehilfe, mein unmittelbarer Vorgesetzter, der schon früher erwähnte Doktor W., war und blieb seit unserer Ankunft so gut wie verschwunden. Er hatte sich bei bekannten Kollegen in einem Lazarett des Roten Kreuzes einlogiert; dort blieb er auch, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu meiner im Anfang Januar erfolgten Abreise. Er mag auf diese Weise ganz nette Ersparnisse gemacht haben, da er nicht nur freie Wohnung hatte, sondern auch alle Mahlzeiten im betreffenden Lazarett mit den Ärzten desselben einnahm. Sein ganzes Interesse galt den chinesischen Läden, die er tagaus, tagein besuchte, meist endlos feilschend, ohne sich zum Kaufen entschließen zu können. Übrigens hatte er schließlich einige Zobelfelle erstanden, auf die er sehr stolz war; sie wanderten als Weihnachtsgeschenk zu seiner Gattin nach Petersburg.

IV.

Die Charbiner Evakuationskommission. Provisorische und eigentliche Sanitätszüge. Unser Verbandplatz am Bahnhof. Charbiner Ärztevereine.

Endlich, am 18. Oktober, wurde ich durch einen schriftlichen Befehl des Bezirksmedizinalinspektors dem Oberarzt der Evakuationskommission als Hilfsarzt zukommandiert. Sofort begab ich mich in das Lokal dieser Behörde, wo ich einen schriftlichen Rapport darüber einreichen mußte, daß ich mich dann und dann bei meinem neuen Vorgesetzten gemeldet. Doch traf ich weder den Oberarzt noch seine ärztlichen Gehilfen in der Kanzlei; es hieß, sie befänden sich alle auf dem Bahnhof und seien mit dem Empfang der eintreffenden Verwundeten beschäftigt. Die Charbiner Evakuationskommission bestand aus einem militärischen Vorsitzenden, Obersten X. Y., dem Oberarzt Doktor B., mehreren jüngeren Ärzten und einigen Kanzleibeamten. Die Lage von Charbin, als erstes großes Zentrum unmittelbar im Rücken der Armee, brachte es mit sich, daß die in der dortigen Evakuationsbehörde zu leistende Arbeit ganz enorm war. Sie bestand zunächst im Empfang und der Sortierung aller anlangenden Kranken und Verwundeten. Diese Aufgabe war nach größeren Schlachten riesengroß und schwer zu bewältigen, besonders da sie direkt an den Zügen gelöst werden mußte. In diesen Oktobertagen, nach der Schlacht am Scha-hò, mögen anfangs täglich bis zu 10 Zügen, am 21. und 22. aber bis zu 15 Zügen mit 3—600 Mann Verwundeten und Kranken abzufertigen gewesen sein. Es verblieben in Charbin etwa 15—20 000 Mann, eine fast ebenso große Zahl Verwundete wurde direkt nach Tschita, Nikolsk-Ussuriisk und Chabarowsk weiterbefördert. Ich kann für die Genauigkeit obengenannter Zahlen nicht einstehen, glaube aber, daß sie der Wirklichkeit nahekommen.

Zu dieser Zeit waren, wie schon oben hervorgehoben wurde, weder auf dem Bahnhof, noch in der Nähe desselben Räumlich-

3*

keiten vorhanden, in denen die ankommenden Patienten provisorisch untergebracht und sortiert werden konnten. Die Ärzte der Evakuationskommission mußten von einem Wagen der eintreffenden Transporte zum andern gehen, um festzustellen, welche Verwundeten in Charbin bleiben sollten und welche sich zur Weiterbeförderung eigneten. Als leitende Gesichtspunkte waren etwa folgende Sätze fixiert worden:

1. Alle Leichtverwundeten und dito Kranken werden in Charbin zurückbehalten, um nach Wiederherstellung möglichst bald in ihre Heeresteile zurückexpediert werden zu können.

2. Es bleiben ferner in Charbin alle Schwerverwundeten, deren Weiterbeförderung eine Verschlimmerung ihres Zustandes zur Folge haben könnte.

3. Alle Infektionskranken werden in Charbin zurückgehalten und in dem für diese Krankheiten bestimmten Lazarett untergebracht.

Die überwiegende Mehrzahl aller Verwundeten kam in gewöhnlichen Güterwagen an, deren ganze Ausstattung aus einigen Bretterlagen bestand, die mit Stroh bedeckt waren und das Lager der Verwundeten bildeten. Da diese Wagen untereinander in keiner Verbindung standen, konnten sie nur während des Aufenthalts auf Stationen vom Pflegerpersonal von außen mit Hilfe einer Leiter betreten werden. Auch eine genaue Sichtung des Krankenbestandes von seiten der Ärzte der Evakuationskommission war aus diesem Grunde illusorisch; der einzige, den Transport begleitende Arzt war ebenfalls nicht imstande, genaue Daten über seine Kranken zu gewinnen und bei der Ablieferung zu übergeben. Die eben erwähnten Tatsachen beziehen sich auf die sog. „provisorischen“ oder „adaptierten“ Sanitätszüge; sie kamen hauptsächlich nach größeren Zusammenstößen zur Verwendung. Die zu gewöhnlicher Zeit dem Krankentransport dienenden Züge waren teils vom Roten Kreuz, teils vom Militärressort ausgerüstet. Sie verfügten über genügendes Ärzte-, Feldscher- und Schwesternpersonal und über eine vorzügliche, mitunter luxuriöse Ausstattung; doch war die Zahl dieser Züge viel zu gering, um in Zeiten großer Verwundetenanhäufung auch nur annähernd dem Bedürfnis zu genügen. Sie faßten außerdem kaum mehr als 2—300 Mann. Nun läßt sich leicht

berechnen, welch eine kolossale Menge solcher Züge vorhanden sein mußte, um die 20—30 000 Verwundeten nach einer mittelgroßen Schlacht fortzuschaffen. Hier traten außerdem die Besonderheiten des ostasiatischen Kriegsschauplatzes in schwerwiegendster Weise hervor. Charbin bildete den ersten großen Sichtungs- und Konzentrationspunkt hinter der Front, lag aber 500 bis 600 Kilometer von derselben entfernt. Die dazwischen gelegenen Stationen waren teilweise auch mit Lazaretten versorgt und einzelne sogar imstande, viele Tausende von Verwundeten aufzunehmen. Dennoch gelangte fast alles nach Charbin, wo sich die Routen nach Westen (Tschita, Irkutsk) und Osten (Nikolsk, Chabarowsk, Wladiwostok) mit den großen Massenhospitälern scheiden. Von der Front bis Charbin brauchten die Züge aber 4—5 Tage; diese langsame Beförderung war bedingt durch die Eingeleisigkeit der Strecke. Denn im Beginn und während der Schlachten war naturgemäß der Zugverkehr zur Armee stark beschleunigt; alles, was an Truppen, Proviant und Munition auf der letzten Strecke unterwegs war, wurde schleunigst befördert. Die Verwundetentransporte mußten geduldig warten! Der Empfang und die Sichtung der anlangenden Verwundeten bildete aber nur einen Teil der vielen Aufgaben der Charbiner Evakuationskommission. Ihr war auch die wirtschaftliche und medizinische Versorgung derselben anheimgestellt, bis sie weiterbefördert oder den örtlichen Hospitälern übergeben waren. Ferner hatte sie die Verpflichtung, die Registrierung und den Nachrichtendienst über alle in die Charbiner Hospitäler Aufgenommenen und von dort Evakuierten zu besorgen. Endlich hatte die vielgeplagte Kommission noch die zahllosen Begutachtungen der gebesserten und zu evakuierenden Untermilitärs und Offiziere anzuordnen und auch die Evakuation derselben zu vollziehen.

All diese Aufgaben sind auf kleineren Etappenpunkten nicht schwer zu bewältigen; in Charbin aber genügten die vorhandenen Kräfte in keiner Weise und es mußten immerfort zur Aushilfe neue Ärzte zukommandiert werden, die mit dem Betrieb nicht vertraut waren und sich erst einarbeiten mußten, ehe sie von wirklichem Nutzen sein konnten. Außerdem trat hier wie auch in den Sanitätszügen die Unterordnung der medizinischen

Leitung unter eine militärische Oberdirektion in störendster Weise hervor. So liegt beispielsweise die wirtschaftliche Aufgabe in den Händen der Militärperson; sie läßt sich aber in keiner Weise von der medizinischen Versorgung trennen. Wenn ein Arzt seine diätetischen Verordnungen erst von der Einsicht des militärischen Vorgesetzten abhängig machen muß, entstehen endlose Differenzen und Schwierigkeiten. In den Lazaretten, wo wirtschaftliche und medizinische Leitung dem Oberarzt anvertraut sind und nur die Verwaltung von Küche und Inventar einer Militärperson, die aber dem Oberarzt untergeordnet ist, obliegt, ist dieser Fehler vermieden worden.

Nachdem ich meinen Rapport eingereicht, eilte ich auf den Bahnhof, um mich dem Oberarzt, Dr. B., vorzustellen und seine Weisungen entgegenzunehmen. Auf meiner Suche traf ich ganz unerwarteterweise mit einem Bekannten, dem ehemaligen Dorpater Kommilitonen Dr. Br., zusammen, der bald nach Beendigung des Studiums Militärarzt geworden war und vor einigen Stunden die Ernennung zum Gehilfen des Oberarztes der Evakuationskommission erhalten hatte. Auch er wollte sich seinem neuen Vorgesetzten vorstellen und wir setzten unsere Suche gemeinsam fort. Nach vieler Mühe fanden wir Oberarzt Dr. B. im Speisesaal, wo er in aller Gemütsruhe sein Mittagessen einnahm. Dieselbe Gemütsruhe zeichnete ihn stets aus; durch die größte Hetze, ja durch eine Arbeitsmenge, die ihm zehnmal über den Kopf gewachsen war, ließ er sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Übrigens zeugten sein Antlitz und ein gewisser Humor davon, daß er sich gelegentliche Genüsse in Baccho nicht entgehen ließ. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, seine Untergebenen für sich arbeiten zu lassen; nur von Zeit zu Zeit, besonders wenn es galt, revidierende Vorgesetzte herumzuführen, ließ er sich blicken. Er lag in steter Fehde mit dem Vorsitzenden, Oberst X. Y., über dessen Trägheit und Untüchtigkeit er sich in den kräftigsten Ausdrücken zu ergehen liebte. Dabei war er ein gutmütiger Mensch, der seine Untergebenen freundlich und nachsichtsvoll behandelte. Nachdem wir uns vorgestellt, wurde Dr. Br. zu den Wagen, ich aber auf den in nächster Nähe des Verbandplatzes befindlichen Verbandplatz beordert. Hier mußte ich mich mit meinem Rock gleichzeitig auch meiner

neunjährigen Neurologenarbeit entledigen und zur Operationsschürze und der Verbandschere greifen. A la guèrre, comme à la guèrre, dies Gefühl half mir über alle Bedenken hinweg und nach wenigen Minuten schon ritzte ich die Rückenhaut eines geduldigen Kriegers, um ihn von einer darunter sitzenden japanischen Kugel zu befreien. Doch — im Vertrauen gesagt — das war und blieb meine einzige Operation, deren glänzender Erfolg mich nicht zu weiteren Wagnissen auf Kosten des Wohls meiner Patienten und der Ruhe meines Gewissens verleitete.

Unser Verbandplatz war in einem Segeltuchzelt von etwa 20 Schritt Länge und 10 Schritt Breite untergebracht. An den Wänden waren Bänke für die wartenden Patienten aufgestellt; in der Mitte befand sich ein eiserner Ofen mit Wasserkocher, davor ein Tisch mit Verbandmaterial, den eine barmherzige Schwester verwaltete. An dem, dem Eingang gegenüberliegenden Ende war ein größerer Tisch mit Instrumenten, den Vorräten an Verbandmaterial, den Desinfizientien und einigen anderen Arzneimitteln aufgestellt. Ich fand schon drei eifrig beschäftigte Kollegen vor, außer ihnen waren vier barmherzige Schwestern und einige Feldschere*) in voller Tätigkeit. Am Eingange des Zelts drängten sich immer neue Verwundete, und Stunden vergingen mit der Geschwindigkeit von Minuten, ohne daß wir auch nur Zeit gehabt, von der Arbeit aufzublicken. Leider war unter den hier tätigen Kollegen kein einziger Chirurg vom Fach, so daß ich mir bei schwierigen Verbänden von der mir zugeteilten erfahrenen barmherzigen Schwester helfen lassen mußte. Später erst ist mir klar geworden, wieviel unnütze Arbeit wir uns an diesem Tage gemacht, wieviel teures Material und kostbare Zeit hier vergeudet wurde! Gegen 11 Uhr abends erst waren die letzten Kranken abgefertigt und ich konnte nach Hause eilen, wo ich, ohne zu essen, sofort schlafen ging.

Da gleich nach 8 Uhr morgens die Arbeit auf dem Verbandplatz wieder beginnen sollte, ließ ich mich um 7 Uhr wecken. Pünktlich um 8¼ Uhr war ich an Ort und Stelle; zunächst aber ließ sich niemand dort blicken. Das Zelt war leer, kein Verbandzeug zu haben, weder Feldscher noch Schwestern er-

---

*) Lazarettgehilfen.

schienen. Gegen $1/_2 9$ Uhr zeigten sich vereinzelte Patienten; um 9 Uhr hatte sich schon ein großer Haufe Wartender zusammengefunden. Erst gegen $1/_2 10$ Uhr erschien der Apotheker mit einigen barmherzigen Schwestern und um 10 Uhr war unsere Arbeit in vollem Gange. Zu unserem Glück! Denn eine knappe Viertelstunde später erschien, von allen Gliedern der Evakuationskommission und verschiedenen anderen Ärzten begleitet, Se. Exzellenz der Inspektor des Charbiner Medizinalbezirks. Ich war mit dem Anlegen eines Verbandes beschäftigt und hatte das Nahen der hohen Obrigkeit gar nicht bemerkt; da plötzlich erscholl neben mir eine zornig erhöhte Stimme: „Sie verstehen ja nichts, Sie werden die Wunde nur verunreinigen mit Ihrem Waschen, haben Sie denn nie von trockener Wundbehandlung gehört?" Diese Apostrophe galt meinem Nachbar, Dr. R., einem semitischen Kollegen, der mit schlotternden Knien und schlaff herabgesunkenen Armen angstvoll in das entrüstete Gesicht seines gestrengen Vorgesetzten starrte. Eilig ließ ich einen borbefeuchteten Tupfer zur Erde fallen, der mir eben dazu dienen sollte, die Umgebung einer mit trockenem Schorf bedeckten Wunde zu säubern. Meine Absicht, schnell einen Verband über dieselbe Wunde zu breiten, wurde aber durch den Gewaltigen vereitelt, der nun eine Philippika gegen die Vergeudung des kostbaren Verbandmaterials vom Stapel ließ. Er hatte wohl zweifellos recht mit seinen Ausführungen, die Art seiner Belehrung aber war merkwürdig genug und sollte vielleicht der Höhe seines Ranges an Deutlichkeit und Grobheit entsprechen. Ich lasse dahingestellt, ob diese Zurechtweisungen in Gegenwart des Pflegepersonals und der Kranken der Sache förderlich sein können, ob sie nicht vielmehr die Disziplin bedenklich zu erschüttern vermögen. Wir waren übrigens dem Medizinalinspektor B. sehr dankbar, als er uns am Nachmittag desselben Tages den vorzüglichen Chirurgen Dr. J. vom St. Petersburger Marienhospital, einen prächtigen Kollegen und alten Schachfreund, als spezialistischen Berater zuführte. Den Tag über gab's genug zu tun, gegen Abend wurde die Zahl der Kranken bedeutend geringer, wohl infolge der veränderten Witterung. Bis gegen 5 Uhr hatten wir Sonnenschein gehabt, dann zogen aber Wolken auf, ein kalter Wind, der immer heftiger wurde,

wehte von Norden und endlich entwickelte sich ein echter Schneewirbelsturm, wobei die Temperatur von 0 auf 5° Frost sank. Mit Mühe nur suchte und fand ich meinen Weg nach Hause, im dichten Schneegestöber und bei totaler Finsternis. Hier muß ich einschalten, daß ich in meinem Schlafzimmer keine so ungestörte Ruhe mehr genoß, wie anfangs: zu meinem Schreck hatte ich bald die Entdeckung gemacht, daß es der Tummelplatz unzähliger Lebewesen war, die in Rußland als „Prussaken", d. h. „Preußen", in manchen Gegenden Deutschlands aber als „Russen" bekannt sind. Tagsüber verhielten sie sich wie anderwärts still, saßen in schwarzen Haufen zusammengedrängt in den Ecken des Zimmers und hinter dem Ofen; abends jedoch begannen sie in solchen Massen herumzuwimmeln, daß sie geradezu einen summenden, rauschenden Gehörseindruck hervorbrachten. Um ihnen den Besuch meines Lagers zu erschweren, hatte ich dasselbe von der Wand abgerückt; das nützte mir aber wenig, denn kaum löschte ich das Licht, so begannen sie von der Decke auf mich herabzuregnen. Dieser Segen von oben war nicht geeignet, meinen Schlaf genußreich zu machen. Zwar bewährte sich mein persisches Insektenpulver, doch was nützte es, wenn ich Ecken und Wände vollstreute, statt lebendiger Tierchen fielen abends tote oder betäubte auf mich herab! Obwohl ungezählte Leichen des Morgens den Zimmerboden bedeckten, blieben noch allzuviele am Leben!

Am Morgen des nächsten Tages beeilte ich mich nicht allzusehr und kam erst gegen 9½ Uhr auf den Verbandplatz; es war kalt und stürmisch und, obwohl schon etwa halbfußhoher Schnee lag, schneite es noch fort. So war es denn kein Wunder, daß wir nicht viel zu tun bekamen; die unglücklichen Verwundeten verließen das schützende Obdach ihrer Wagen nur ungern. Auch war es wirklich eine starke Zumutung, bei Schneesturm und Glatteis zwischen manövrierenden Lokomotiven und dicht nebeneinanderstehenden Zügen mit zur Armee gehenden Militärechelons und von dort kommenden Verwundetentransporten den mitunter kilometerlangen Weg zum Verbandplatz zu suchen. Und wie sahen die Durchgänge zwischen den endlosen Wagenreihen aus! Bedeckt mit menschlichen Exkrementen und allen möglichen Abfallstoffen. Was nützten die strengen Vorschriften, wenn für

die alltäglichen Verkehrsverhältnisse kaum genügende Aborte vorhanden waren! Erst nach den Scha-hò-Tagen wurde dieser Frage in Charbin die genügende Beachtung (wenigstens zeitweilig!) geschenkt. Im Laufe des Sommers 1904 mag die Bahnstrecke von Liao-yan bis Charbin schon gründlich mit Dysenterie- und Typhuskeimen versorgt worden sein, deren Wiedererwachen jetzt im Frühjahr wohl die verderblichsten Folgen zeitigen kann.*) Wenn auch die Versicherung eines dortigen erfahrenen Arztes sich bestätigt, daß in der Mandschurei für den Sommer 1905 noch keine Choleraepidemie zu befürchten sei, so scheint mir eine Gefahr für kolossale Verbreitung der Ruhr und des Unterleibstyphus zweifellos zu bestehen. Die starke Ruhrepidemie des Sommers 1904 trug relativ milden Charakter, der Typhus hat Opfer genug gefordert; zur Zeit meiner Ankunft lagen in Charbin nicht weniger als 3000 Typhöse. Die Sterblichkeit betrug in einem vorzüglichen Lazarett des Roten Kreuzes, in dessen Statistik ich Einblick nehmen durfte, nicht viel über 10—12 %, mag aber in überfüllten Militärhospitälern wohl andere Zahlen erreicht haben. Für den Winter 1904/05 wurde das Ausbrechen einer Flecktyphusepidemie aufs ernstlichste befürchtet. Ich muß hier der Charbiner Medizinalverwaltung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alles tat, was in ihren Kräften stand, um der Epidemie vorzubeugen. Es war ein besonderes Lazarett für zweifelhafte Fälle und für Infektionskrankheiten ausersehen; die von der Stadt Moskau gesandte und unterhaltene bakteriologische Station war stets bei der Hand, um die Diagnosen mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft zu verifizieren. Meines Wissens sind nur 2—3 Fälle von Flecktyphus vom Oktober bis zum Januar beobachtet worden; weder in der Feldarmee, noch im Rücken derselben sind den Winter über epidemische Erkrankungen vorgekommen, ein Umstand, der doch gewiß für nicht ungünstige hygienische und Verproviantierungsverhältnisse spricht. Nicht lange vor meiner Ankunft war in Charbin ein ärztlicher Verein ins Leben gerufen worden, dessen Leitung sich in den Händen der

*) Meine im Herbst 1905 an zurückkehrenden Rekonvaleszenten gemachten Erfahrungen bestätigten mir diese Annahme, was Dysenterie anbetrifft, vollkommen.

Ärzte vom Roten Kreuz befand und dessen Mitglieder sich der Mehrzahl nach aus demselben Ressort rekrutierten. Ich machte einige Sitzungen des Vereins mit, der dort herrschende Ton aber benahm mir die Lust zu weiteren Besuchen. Die Hauptstimmführer waren Ärzte der sog. „Landschaftsspitäler"; viele Gouvernements (Regierungsbezirke) hatten nämlich aus Mitteln ihrer Landschaftsvertretung und mit Hilfe freiwilliger Spenden Lazarette und fliegende Kolonnen organisiert und zur Unterstützung des Roten Kreuzes nach dem Kriegsschauplatz abgefertigt. Die besondere politische Stellung der russischen „Semstwo" (eigentlich Landschaftsvertretung), der einzigen Wahlbehörde Rußlands, brachte es mit sich, daß die derselben angehörenden Ärzte fest zusammenhielten und leicht in Gegensatz zum Militärressort und seiner Medizinalverwaltung traten. Schon auf den Sitzungen der letzten „Pirogoff"-Kongresse, deren Teilnehmer sich hauptsächlich aus von der Landschaft angestellten Ärzten rekrutierten, waren die medizinischen Aufgaben stark in den Hintergrund getreten und die Debatten galten brennenden politischen Tagesfragen. Vermöge seiner Bildung, der naturwissenschaftlich-freien Denkweise und der schweren Arbeit, fern von den Zentren, inmitten der gänzlich bildungslosen, chronisch hungernden Bauernbevölkerung, drängen sich dem Arzt geradezu alle nach Lösung schreienden sozialen Probleme auf. Sollten die Ärzte schweigen, so müßten ja Steine reden! Der im März 1905 zu Moskau abgehaltene Anti-Cholerakongreß, an dem sich über 1000 Ärzte beteiligten, wurde polizeilich verboten, nachdem die Hälfte der Besucher schon erschienen war, auf dringende Vorstellungen hin aber im letzten Augenblick gestattet. Seine Resolutionen tragen sämtlich politischen Charakter und stellen die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfs mit Epidemien bei dem herrschenden bureaukratischen Zentralisationssystem strikt in Abrede. Die kleine Abschweifung macht uns die Stellung der Landschaftsspitäler und ihrer Ärzte im fernen Osten verständlich; unwillkürlich traten sie in scharfen Gegensatz zu der militärischen Medizinalbureaukratie. Fast alle Mitglieder huldigten durchaus freien, sozialistischen Anschauungen; in den Vorträgen berührten sie mit Vorliebe lokale Verhältnisse und deckten Mängel der sanitären Organisation in schonungsloser Weise auf. Die

scharfe, mitunter ungerechtfertigt oppositionelle Form der Debatten machte uns Militärärzten den Besuch der Versammlungen nahezu unmöglich. Im Gegensatz zu diesem „Verein Charbiner Ärzte“ hatte die Medizinalverwaltung im Dezember 1904 einen „militärärztlichen Verein“ ins Leben (der Ausdruck paßt eigentlich nicht für ein so totgeborenes Kind) gerufen. Erster Vorsitzender war der Medizinalinspektor B., zweiter wurde der ihm im Rang und Alter am nächsten stehende Oberarzt eines Militärlazaretts. Ich habe wegen meiner kurz vorher erfolgten Erkrankung keine Sitzung dieses Vereins mitmachen können; alle Militärärzte Charbins waren ex officio verpflichtet, beizutreten und die Versammlungen zu besuchen. Die Vorträge und Debatten sollen sich streng im Rahmen objektiver Medizin bewegt haben, die örtlichen Verhältnisse und ihre kritische Beleuchtung aber waren von jeder Erörterung ausgeschlossen.

V.

Oberst X. Y. und die Verpflegung der Verwundeten. Der Transport Nr. 13. Post- und Telegraphenwesen in Charbin. Mißbräuche in der Bahnverwaltung.

Dank dem herrschenden Schneesturm und der Kälte, die etwa 10° unter Null erreichte, gab's, wie gesagt, nur wenig zu tun. So saßen wir recht trübselig und frierend im Zelt und hatten Mühe, unsere kältestarren Hände am glühenden Ofen immer wieder zu erwärmen. Da wir uns am Tage vorher davon überzeugt, daß viele Verwundete hungrig zu uns kamen, hatten wir, im Verein mit den Schwestern, Tee, Zucker und Brot vorbereitet, um die halberfroren Anlangenden zu erwärmen und zu stärken. Gegen 5 Uhr abends wurden wir des Besuchs des Vorsitzenden der Evakuationskommission, Obersten X. Y., gewürdigt; die Verpflegung der Verwundeten war seine spezielle Aufgabe. Als sein Blick auf unsere Eßvorräte fiel, äußerte er sein Befremden: das sei gänzlich überflüssig, alle Verwundeten erhielten doch zweimal täglich warmes Essen. Wir erlaubten uns den bescheidenen Einwand, daß doch auch Ausnahmen vorkämen. Während dieses Gesprächs hatte gerade ein Verwundeter das Zelt betreten. Hoheitsvoll und zuversichtlich wandte sich Oberst X. Y. an den Ankömmling mit der Frage, ob er heute sein Essen erhalten habe. Als Antwort erfolgte ein promptes „Zu Befehl, nein, Euer Hochwohlgeboren!" Etwas verdutzt sah sich unser Vorgesetzter um und erblickte einen neuen Kranken, der eintrat. Auf die in nicht mehr so ganz zuversichtlichem Ton an ihn gerichtete Frage erfolgte von seiten des Soldaten die gleiche verneinende Antwort. Das brachte den Herrn Obersten aus der Fassung, er stand auf und bat unsere Hauptwortführerin, eine barmherzige Schwester, ihm zum Zentralverpflegungspunkt zu folgen. Dort werde es sich zeigen, daß hier ein Mißverständnis vorliege, an dem e r ganz sicher keine Schuld trage. Wie sich nachher erwies, gehörten die beiden Leute einem gestern Abend spät eingetroffenen Transport an. Sie alle hatten gestern gleich nach der Ankunft eine halbe Ration Suppe erhalten, danach aber im Laufe des ganzen folgenden Tages bis 7 Uhr

abends nichts mehr genossen. Man kann sich leicht vorstellen, welche Folgen ein solches „kleines Mißverständnis" für die schwachen, todmüden, frierenden Leute hatte!

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie schwierig unterwegs die Verpflegung und medizinische Versorgung der zahlreichen Transporte war. Oft kamen die Verwundeten zu uns mit dem ersten auf dem Schlachtfeld angelegten Verbande. Es versteht sich, daß bei etwas schwereren, nachblutenden Verletzungen die Verbände durchgeblutet waren; oft mußten sie gewechselt werden, weil sie sich als von Ungeziefer buchstäblich durchsetzt erwiesen. Die Mehrzahl aller zu uns auf den Verbandplatz gelangenden Verletzungen konnte aber einfach mit Heftpflaster versorgt werden, da die Wunden vom japanischen kleinkalibrigen Gewehrprojektil im Laufe der fünf Tage sich fast sämtlich geschlossen hatten und mit einem festen trockenen Schorf bedeckt waren.

Das Unwetter ließ gegen Abend nach, es wurde wärmer, und nachmittags gab es wieder gründlich zu tun. Nachdem wir etwa bis 10 Uhr gearbeitet hatten, ging ich heim. Am anderen Morgen schien die Sonne hell und warm, der Schnee verwandelte sich bald in Wasser und mein Weg zum Verbandplatz war gänzlich aufgeweicht. Es kamen zahlreiche Verwundete und wir waren bald in voller Tätigkeit, da plötzlich erschien Oberarzt Dr. B. mit dem Obersten X. Y. in sichtlicher Erregung. Der Verwundetentransport Nr. 13 sollte in kürzester Frist nach Westen abgefertigt werden und der demselben zukommandierte Arzt war noch nicht erschienen, Dr. B. wandte sich an uns mit der Frage, ob nicht jemand für den nicht vorhandenen Kollegen einspringen wolle; ich meldete mich sofort, da ich vermutete, der Zug werde nach N i k o l s k = U s s u r i i s k dirigiert werden. An diesem Ort hoffte ich nämlich einige alte Freunde und Kollegen wiederzusehen, außerdem ist W l a d i w o s t o k von da in 1—2 Stunden zu erreichen und diese Stadt hätte ich allzugern in Augenschein genommen. Mein Anerbieten wurde sofort angenommen und im Handumdrehen befand ich mich im Besitz eines Schriftstücks, welches mich zum leitenden Arzte des 13. provisorischen Sanitätszuges designierte. Als Bestimmungsort war aber T s c h i t a genannt! Eine bittere Enttäuschung, da ich nicht gerade gern

die langweilige Strecke noch einmal durchfahren wollte, die ich vor $2^1/_2$ Wochen zurückgelegt. Außerdem sollte die Fahrt hin und zurück nicht weniger als 3—4 Wochen in Anspruch nehmen und während dieser ganzen Zeit stand mir eine ununterbrochene Rüttelei in wer weiß was für Wagen bevor! Doch ein Zurück gab's nicht mehr und eilig verfügte ich mich in die Kanzlei der Evakuationskommission, um dort wiederum einen schriftlichen Rapport zu verfassen, daß ich an dem und dem Tage zufolge Befehls Nr. so und so nach Tschita abgefahren sei. Der Sanitätszug sollte um $12^1/_2$ Uhr mittags Charbin verlassen, es war bereits über 11 Uhr und ich mußte noch die zwei Kilometer bis nach Hause eilen, durch knietiefen, zähen Kot und zwischen endlosen Wagenreihen über Geleise und Bahnsteige hinweg, um mich mit dem Notwendigsten an Sachen für die lange Reise zu versorgen. Atemlos kam ich zu Hause an, warf die Sachen, die mir gerade einfielen, kunterbunt in meinen Koffer, lud denselben dem Burschen auf, mein Feldbett einem anderen, ergriff einen Blechkasten mit englischem Gebäck (die Brotfrage ist auf der letzten Strecke zwischen Charbin und Mandschuria mitunter schwierig!) und befand mich gegen $12^1/_4$ Uhr wieder auf dem Bahnhof. Hier mußte ich einen großen Kasten mit Verbandzeug und Arzneien gegen Quittung in Empfang nehmen und dann ging's, geleitet von den Burschen, welche die Sachen mit Mühe schleppten, auf die Suche nach meinem Zuge. Nachdem ich an drei verschiedenen Stellen nachgefragt, einmal die Sachen bereits in einem falschen Zuge deponiert hatte, gelang es mir, Nr. 13 aufzufinden. Erleichtert atmete ich auf, als ich sah, daß hier noch gar nichts auf baldige Abfahrt hindeutete; auf den Nachbargeleisen standen noch die vorher fälligen Züge Nr. 11 und 12 und, wie mir mitgeteilt wurde, hatten die Verwundeten noch garnichts zu essen bekommen. Allmählich fing ich an, zur Besinnung zu kommen und die Schwierigkeiten meiner neuen Aufgabe zu übersehen; mein Herz wurde nicht gerade leichter, als ich erfuhr, daß für das gesamte Personal (Arzt, Kommandant des Zuges, zwei Feldschere und vier barmherzige Schwestern) nur ein Wagen III. Klasse vorhanden sei. Nun fiel mir noch ein, daß ich in der Eile vergessen hatte, Taschentücher einzupacken, ein Umstand, der für

den Europäer stets, besonders aber im Falle eines Schnupfens von unangenehmsten Folgen sein konnte. Kurz entschlossen machte ich mich daher nochmals auf den Heimweg, um der vermißten Gegenstände, es koste, was es wolle, habhaft zu werden. Die Uhr ging stark auf 2, als ich mich mit Herzklopfen der Stelle näherte, wo mein Transport Nr. 13 gestanden. Erleichtert atmete ich auf, er stand noch unverrückt auf seiner Stelle! Da auch Nr. 11 und 12 sich noch nicht gerührt hatten, wollte ich mich gerade in den Speisesaal verfügen, um meine müden Lebensgeister durch ein opulentes Mahl zu stärken, als ich plötzlich einen Kollegen auf mich zukommen sah. Ich war etwas erstaunt, als er mich fragte, wo der Transport Nr. 13 sich befände und ganz verblüfft, als er auf meine Gegenfrage erwiderte, er sei zum Arzt desselben ernannt. Da es nur einen Zug unter dieser Nummer gab, so mußte wohl ein Mißverständnis vorliegen; doch überzeugten wir uns bald, daß jeder von uns einen gleichlautenden Befehl erhalten. Es erwies sich nun, daß der Herr Kollege schon am Tage vorher seine Ernennung erhalten, heute morgen aber — sich verschlafen hatte! Mit größter Bereitwilligkeit erklärte ich, auf die strittige Ehre verzichten zu wollen, lud Koffer und Feldbett einigen freundlichen, gerade vorübergehenden Soldaten auf und verfügte mich nach Hause. Meine Ernennung zum Arzt des Transportes Nr. 13 trug ich noch lange in der Paletottasche mit mir herum und den Rapport über meine Abreise nach Tschita habe ich auch nicht widerrufen! Am selben Abend erhielt ich die Mitteilung, daß unser Reservelazarett Nr. 4, dem ich seit meiner Einberufung angehörte, formiert und eröffnet sei.

Seit meiner Ankunft in Charbin waren nun schon nahezu drei Wochen verflossen und in dieser ganzen Zeit hatte ich nur eine Depesche, einen eingeschriebenen Brief und eine Postkarte erhalten. Täglich wanderte ich aufs Postamt und kehrte fast stets mit leeren Händen zurück; dabei wußte ich, daß vom 14. September an die Briefe an mich nach Charbin adressiert wurden. In Friedenszeiten sollte die Beförderung eines Briefs von St. Petersburg nach Charbin 17 Tage in Anspruch nehmen, jetzt, nach den Versicherungen der Postbeamten, dagegen 19 bis höchstens 21 Tage. Der eingeschriebene Brief hatte mich auch richtig

am 19. Tage erreicht; das Telegramm war am 28. September expediert und erst am 10. Oktober erhielt ich dasselbe, also nach vollen 12 Tagen! Die Organisation sowohl des Post- wie des Telegraphenverkehrs war denkbar unvollkommen! Es gab in Charbin drei Telegraphenämter, von denen die Neuangekommenen und Durchreisenden aber keinerlei Kenntnis haben konnten. Das erste Telegraphenamt befand sich im Bahnhofsgebäude, das zweite mitten in der Stadt als Zentrale des Feldtelegraphen (vom Militärressort) und endlich gab's noch das Telegraphenbureau der Ostchinesischen Eisenbahn. Wer postlagernde Telegramme erwartete (und das waren wohl die meisten durchreisenden Offiziere und Ärzte), erkundigte sich naturgemäß zuerst am Bahnhof, wo er fast stets eine verneinende Antwort erhielt. Erfuhr er durch Zufall von der Existenz des zweiten Bureaus, so konnte er, wenn das Glück ihm hold war, dort die erwartete Depesche vorfinden. Sie konnte aber auch im dritten Bureau liegen, von dessen Existenz er nichts ahnte.*) Die Annahme der Depeschen erfolgte nur, wenn dieselben mit der Unterschrift des Bahnhofskommandanten oder dem Stempel irgend einer Behörde versehen waren. Es waren zwei Telegraphenlinien vorhanden, von denen die eine der Ostchinesischen Bahn angehörte und direkt über Mandschuria, Tschita längs der Bahn nach Irkutsk führte, die andere befand sich in den Händen des Militärressorts und ging über Zizikar zur Blagoweschtschensk-Irkutsk-Linie. (Die Richtigkeit dieser Angaben kann ich nicht verbürgen, sie stammen von einem Telegraphenbeamten in Charbin.) Trotzdem also zwei Linien zur Verfügung standen, kamen nur allzuhäufig derartige Anhäufungen von Depeschen in Irkutsk und Tschita vor, daß dieselben zwischen diesen zwei Orten mit der Post befördert werden mußten; diesem Geschick war auch die an mich gerichtete Depesche verfallen. Daß die Möglichkeit vorlag, eine normal schnelle telegraphische Verbindung herzustellen, mit nur einer Umschaltung in Irkutsk, davon hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen. Zur Feier des Geburtstags Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter wurde

*) Ich habe eine Depesche, von deren Anwesenheit in Charbin ich ganz zufällig durch einen Kollegen unterrichtet wurde, 2 Tage lang suchen müssen, bis sie in meine Hände kam.

von einem Lazarett des Roten Kreuzes um 12 Uhr mittags ein Glückwunschtelegramm nach St. Petersburg abgefertigt. Die Allerhöchste Antwort darauf befand sich schon um 7 Uhr abends desselben Tages in den Händen des Oberarztes.

In Charbin gab es nur ein einziges Briefpostamt; dasselbe befand sich im Zentrum der Stadt, doch nicht etwa in der Nähe des Telegraphenamts, sondern 1/4 Stunde Wegs von demselben entfernt. Ein einstöckiges, steinernes Gebäude, mit engen Räumen, in denen sich zwischen 10 und 1 Uhr mittags ungezählte Menschen drängten und stießen, um ihre Korrespondenz in Empfang zu nehmen. Ein Austragen der Briefe war, soviel mir bekannt, nicht üblich. Es wurde mir bald klar, welche Umstände die Schuld an dem verspäteten Eintreffen der Briefe trugen. Die Bahn beförderte faktisch mit seltenen Ausnahmen die Briefe in den angegebenen 19 Tagen, aber in Charbin selbst lagen sie oft wochenlang unsortiert, da das vorhandene Personal an Zahl und vielleicht auch an Qualität ganz und gar unzureichend war. Ich erhielt oft Briefe gleichzeitig, deren Abfertigung aus Petersburg um volle zwei Wochen differierte. Mitunter trugen sie auch zwei Stempel des Charbiner Postamts, den einen z. B. vom 1. November, den andern hingegen vom 12. desselben Monats: Der Brief hatte also 12 Tage in Charbin gelegen! Eingeschriebene Briefe kamen relativ pünktlich an. Es ist leicht verständlich, welch eine Riesenarbeit das winzige Charbiner Postamt mit seinen paar Beamten zu bewältigen hatte, wenn man berücksichtigt, daß hier die Korrespondenz für die ganze Armee gesichtet werden mußte, da Teile derselben sich in Wladiwostok befanden, andere Truppen in Charbin selbst waren, die Hauptarmee aber im Süden stand.

Recht schlimm war es auch um die Beförderung der Postpaketsendungen bestellt; von fünf aus Petersburg abgefertigten Paketen erreichten mich drei, ein Paket wanderte zum Absender zurück und eins ist nach drei Monaten in Petersburg in meine Hände gelangt. Eine Kiste mit Geschenken für eine barmherzige Schwester unseres Lazaretts kam aufgebrochen in Charbin an, der Inhalt war gestohlen und statt dessen Stroh hineingestopft worden. Da der Empfang der Kiste quittiert worden war, konnten später bei der Postverwaltung keinerlei Ersatzansprüche

geltend gemacht werden! Wenn schon in Charbin derartige Fälle vorkamen, kann es wohl auf den übrigen Postverkehrspunkten nicht viel besser damit bestellt gewesen sein.

Ich muß gestehen, daß als Hauptquelle aller Mißbräuche meiner Ansicht nach die Bahnverwaltung betrachtet werden muß. Wenn schon der Bau der großen Sibirischen Eisenbahn vielen Herren Ingenieuren zu mühelosem Reichwerden verholfen hat, so war die Exploitierung derselben zu Kriegszeiten solchen Bestrebungen besonders günstig. Zu wiederholten Malen ist in den Zeitungen auf diese Mißwirtschaft hingewiesen worden, ich glaube aber nicht, daß sich etwas darin geändert hat. Die Beförderung von Gütern in den fernen Osten auf der Sibirischen und Ostchinesischen Eisenbahn war naturgemäß während des Krieges außerordentlich eingeschränkt worden; die Kaufleute konnten nur auf Grund eines Erlaubnisscheins der Militärobrigkeit Wagen für den Gütertransport erhalten. Diese Erlaubnisscheine sollten ursprünglich unentgeltlich ausgefertigt werden, stiegen aber bald enorm im Preise und es sollen für dieselben 600 ja 1000 Rubel gezahlt worden sein.*) Ein anderer, relativ billiger Weg der Güterbeförderung war die Absendung als Zubehör oder Eigentum des Roten Kreuzes; die Lieferungen für dasselbe wurden widerspruchslos und kostenfrei befördert. Schlaue Kaufleute füllten nun die eine Hälfte des Wagens mit Gütern für ihren eigenen Bedarf, die andere mit der Lieferung fürs Rote Kreuz. Der Wagen wurde versiegelt und gelangte meist glücklich an seinen Bestimmungsort, wo es nur darauf ankam, ob der den Empfang kontrollierende Beamte metallenen Vernunftsgründen zugänglich war oder nicht. Ein Fall wurde in Charbin bekannt, wo sich infolge solch „unverständiger Unzugänglichkeit" des Beamten die Hälfte der beförderten Waren als Konterbande entpuppte und der enttäuschte Geschäftsmann vom Kommandierenden des Charbiner Militärbezirks zu einer großen Strafzahlung verurteilt wurde; die Güter aber wurden zugunsten des Roten Kreuzes konfisziert. Den

---

*) Mir ist von einer Moskauer Dame, die über gute Verbindungen verfügte, berichtet worden, daß sie durch frühzeitiges Aufkaufen dieser Erlaubnisscheine und nachherigen günstigen Verkauf derselben rasch zu nicht unbedeutendem Vermögen gekommen!

Lieferungen und freiwilligen Spenden zum besten des Roten Kreuzes erging es mitunter recht merkwürdig; so soll ein ganzer Wagen mit Champagner, den die junge Kaiserin für die Charbiner Kranken und Verwundeten gespendet hatte, leer am Bestimmungsort eingetroffen sein. Ob faktisch, wie erzählt wurde, unterwegs ein flotter Handel mit billigem Champagner getrieben worden, bis der leere Wagen in Charbin eintraf, wage ich weder zu behaupten, noch auch in Abrede zu stellen. Jedenfalls waren diese sog. „verlorenen Transporte" des Roten Kreuzes wieder eine gefundene Gelegenheit für die Beamtenwelt, um mal extra und auf leichte Weise Geld zu verdienen. Kaum wurde es bekannt, daß diese Transporte verloren oder auf Irrwege geraten seien (es kam auch vor, daß solche Wagen mit kostbarem Inhalt versehentlich auf Nebengeleise geschoben und dort vergessen wurden!), so wurden einer oder mehrere Beamte auf die Suche nach denselben ausgeschickt. Es versteht sich, daß diese Arbeitsleistung mit Extradiäten gelohnt wurde und oft recht viel Zeit in Anspruch nahm.*)

Auf welche Weise die Ingenieure und Bahnbeamten ihre Einnahmen recht beträchtlich zu erhöhen verstanden, geht daraus hervor, daß sie selbst Hauptlieferanten ihrer Bahnverwaltung waren. Sie gründeten Fabriken verschiedenster Art, Ziegeleien, Glasbläsereien, legten Dampfmühlen an, kauften und verkauften Holz! Auch die Militärbeamten mögen dieselben Wege gewandelt sein, bis ein Befehl des Kommandierenden, im Dezember 1904, ihnen aufs strengste jede Beteiligung an solchen Geschäften untersagte.

---

*) Die hier mitgeteilten Beispiele habe ich nicht auf ihre Wahrhaftigkeit hin prüfen können — relata refero! Daß solche Tatsachen aber durchaus *wahrscheinlich* sind, kann ich durch Mitteilung einer Begebenheit illustrieren, für deren Authentizität ich mich verbürgen kann. Für ein in unmittelbarer Nähe St. Petersburgs aus freiwilligen Spenden neubegründetes Lazarett wurde die Wäscheausstattung durch einen Angestellten hinbefördert. Obwohl der Transport kaum zwei Stunden in Anspruch zu nehmen brauchte, traf derselbe erst spät abends ein, und der Geleitsmann bat die Oberin des Lazaretts, ihm sofort den Empfang der Sachen auf mitgebrachter Quittung bestätigen zu wollen, da er fürchte, den letzten Zug zu versäumen. Die erfahrene Dame weigerte sich aber kategorisch seine Bitte zu erfüllen, und bei Durchsicht der Lieferung stellte sich heraus, daß fast die Hälfte derselben fehlte!

VI.

Unser Lazarett wird eröffnet. Vorzüge und Nachteile unseres neuen Heims. 494 Kranke statt 300. Unsere Vorgesetzten und ihre Debuts. Unerwarteter Abschluß unserer Tätigkeit.

Am 22. Oktober war unser Lazarett eröffnet worden. In Gemeinschaft mit dem 1., 2. und 3. Reservelazarett hatten wir ein kürzlich vollendetes großes Steingebäude bezogen, das von der Verwaltung der Ostchinesischen Bahn für Schulzwecke erbaut wurde. Auf einer Erhöhung am Südostende der Stadt gelegen und rings von wenig bebautem Gelände umgeben, war es für Hospitalzwecke vorzüglich geeignet. Bis zu unserem Einzuge hatte sich dort die Verwaltung der Chinesischen Ostbahn befunden; sie hatte uns den einen der beiden Flügel, aus denen das Gebäude bestand, einräumen müssen. Baldige Überlassung auch des zweiten Flügels war uns fest zugesagt worden.

Unser, auch von außen recht imposantes, zweistöckiges Steingebäude, in dessen oberem Stockwerk sich das 1. und 2. Lazarett, im unteren aber wir uns mit dem 3. niedergelassen hatten, zeichnete sich im Innern durch hohe, helle Räume, gute Ventilation, zentrale Warmwasserheizung, bequeme Treppen und breite Korridore aus. Da es jedoch ursprünglich für Schulzwecke erbaut worden war, fehlte eine Küche völlig, ja sogar ein Raum, der zu einer solchen provisorisch hätte umgestaltet werden können. Es mußte daher im Hof eine Feldküche für unsere vier Lazarette gemeinsam angelegt werden. Sehr fühlbar machte sich ferner die gänzlich ungenügende Abortanlage: in beiden Stockwerken waren nur drei Räume dazu vorgesehen, in denen kaum mehr als sechs Klosetts Platz finden konnten. Da keine Wasserleitung vorhanden war, mußten die Reservoirs der Klosetts vermittelst einer Pumpvorrichtung aus dem Brunnen gefüllt werden. Bei der später eingetretenen großen Kälte versagten die Pumpen fortwährend, die Spülung stockte und es entwickelte sich ein pestilenzialischer Gestank. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden auf dem Hof, etwa 200 Schritt vom Hause entfernt, einige Holzaborte aufgebaut, zu denen sich die Kranken bei jedem Wetter, Schneesturm, Regen, ja bei 20 Grad Kälte

hinbegeben mußten. Dabei wurden, wiederum infolge zu großer Inanspruchnahme des Innenraums, die Fäkalien nur allzu oft draußen um den Abort herum deponiert. Da auch Waschräume fehlten, mußten die Verwundeten sich allmorgendlich auf denselben Hof begeben, um dort ihre höchst oberflächliche Toilette vorzunehmen. Der Anblick dieses ungepflasterten Hofes war ebenso bunt wie originell; stets trieben sich auf demselben viele von den Leichtverwundeten und Genesenden herum. In der Mitte befand sich der Brunnen, nicht weit davon die Abfallgrube, in einiger Entfernung die zwei Aborte. Bei Regenwetter watete man förmlich in knietiefem Kot, bis der Frost ihn zu Stein erstarren ließ und mitleidiger Schnee alles für einige Tage mit reinem Weiß bedeckte. Da übrigens der Hof weder mit Zaun noch Mauer umgeben war, erstreckten sich die Spaziergänge unserer Patienten auch nicht selten weiter bis in die nächstgelegenen Straßen hinein, wo sie mit der größten Frechheit alle Vorübergehenden anbettelten. Das zwecklose Herumlungern und Betteln der Verwundeten aus den Hospitälern, aber auch der in Charbin stehenden Reservesoldaten, mußte durch einen strengen Tagesbefehl des kommandierenden Generals verboten werden; daß es danach besser wurde, wage ich nicht zu behaupten, halte es leider sogar für unwahrscheinlich. Der Bettel ist dem einfachen russischen Volk eine so gewohnte und vertraute Beschäftigung, daß man nicht erstaunt sein darf, ihn auch beim Militär anzutreffen. Auf meiner Rückreise betrat, während der Zug auf einer kleinen sibirischen Bahnstation hielt, ein nur an seiner Kopfbedeckung noch kenntlicher, notdürftig bekleideter Soldat unseren Wagen, in dem nur Offiziere und Militärärzte untergebracht waren, und bettelte uns aufs zudringlichste an. Es erwies sich, daß er einem auf den Kriegsschauplatz gehenden Militäréchélon angehörte und seine gesamte Kleidung inklusive Stiefel vertrunken hatte. Nur wenige meiner Reisegefährten äußerten leise ihr Mißfallen, die Mehrzahl griff in die Tasche, um den „armen Kerl" durch eine reichliche Gabe zu erfreuen! Das Verhalten dieser Herren Vorgesetzten entspricht durchaus dem Grundsatz des „tout comprendre, c'est tout pardonner", inwieweit es aber der Disziplin und Leistungsfähigkeit einer Truppe nützlich ist, braucht kaum erörtert zu werden.

Wir hatten am Morgen des 22. Oktober unser Standquartier bezogen und wirklich kaum Zeit gehabt, die notwendigsten Vorbereitungen zu treffen. Am Abend desselben Tages waren die ersten 200 Verwundeten und Kranken bei uns eingetroffen; im Laufe des folgenden kamen noch 294 Mann hinzu, deren Unterbringung nicht geringe Schwierigkeiten machte. Mit großer Mühe waren in sämtlichen uns zur Verfügung stehenden Räumen, Korridore und Treppenhallen mitgerechnet, einfache Holzbettstellen zusammengedrängt worden; dennoch gelang es nicht, mehr als etwa 300 Betten unterzubringen. Als nun 494 Mann aufgenommen wurden, folglich für 194 keine Lagerstätten vorhanden waren, beschloß unser Oberarzt, die Bettstellen sämtlich zu entfernen und die Kranken auf Heusäcke zu lagern. Der Oberarzt der im oberen Stockwerk untergebrachten Lazarette half sich auf andere Weise: er legte je 2 Mann auf ein Bett, so daß der Kopf des einen neben die Füße des anderen Kranken zu liegen kam. Durch diesen ingeniösen Kunstgriff erreichte er, daß es oben weit ordentlicher und spitalmäßiger aussah als unten bei uns. Doch muß ich unserem Oberarzt die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er vernünftig genug war, die Bequemlichkeit, ja das Wohlergehen der Kranken nicht dem äußeren Schein zu opfern. Es versteht sich allerdings von selbst, daß unsere Krankensäle eher einem Asyl für Obdachlose glichen als einem Lazarett.

Die Aufnahme und Registrierung der 494 Ankömmlinge machte uns viel Arbeit. Sie wurden unter uns sechs Ärzte in folgender Weise verteilt: alle nicht chirurgischen Kranken (etwa 60 Mann) kamen unter Beobachtung unseres schon mehrfach erwähnten Kollegen, des älteren Ordinators Dr. W. und wurden in einem großen Saale untergebracht; die Verwundeten fielen in der Reihenfolge der von ihnen eingenommenen Räumlichkeiten den fünf anderen Ärzten zu. Ich hatte etwa 90 Patienten übernommen, die in drei verschieden großen Sälen untergebracht waren, und machte mich mit wahrem Feuereifer ans Sortieren und Eintragen meiner Pflegebefohlenen. Der Vorschrift gemäß hatten wir für jeden Mann eine in Krankenbögen einzutragende Krankheitsgeschichte zu führen; zunächst aber waren uns in Ermangelung gedruckter Formulare auf schlechtem

Papier hektographierte Bögen dazu geliefert worden. In dem Wunsch, diese langweilige Arbeit möglichst bald hinter mir zu haben, füllte ich schon in den ersten drei Tagen alle meine Bögen mit wenn auch aphoristischen, so doch annähernd genügenden Angaben aus. Am vierten Tage trafen gedruckte Bögen ein und ich mußte alle meine 90 Krankengeschichten umschreiben! Die Größe unserer Arbeit und die Hetze, in der sie geleistet wurde, führte begreiflicherweise zu kleinen Mißverständnissen, die aber von der Obrigkeit strengstens gerügt wurden. Als etwa vier Tage nach der Eröffnung unseres Lazaretts der Medizinalinspektor Dr. B. erschien und zufällig einen Krankenbogen zur Hand nahm, fand sich darin nur der lakonische Vermerk: „Patient fühlt sich besser", die Diagnose aber lautete: perforierende Schußwunde des Unterleibs. Die Rüge traf einen der Eifrigsten unter uns, den semitischen Kollegen B., der anderen Patienten bereits seitenlange Untersuchungsergebnisse in die Bögen eingetragen hatte. Das Arbeitspensum vermehrte sich bald noch beträchtlich, da unser einziger Chirurg vom Fach, Dr. R., an das erste kombinierte Charbiner Lazarett übergeführt wurde. Die Trennung von ihm war uns allen besonders schmerzlich, da wir eben begonnen hatten, uns unter seiner Leitung in die fremde chirurgische Tätigkeit hineinzuleben. Durch seinen Fortgang mußte jeder Arzt noch etwa 30 Kranke mehr übernehmen.

Ich hatte mir bald einen kleinen Überblick über unseren Krankenbestand verschafft. Nur etwa 50 Prozent der Aufgenommenen waren, streng genommen, pflegebedürftig, bei den übrigen waren die Wunden schon geschlossen, ja teilweise vernarbt, obwohl die Kranken sozusagen unmittelbar vom ersten Verbandplatz auf dem Schlachtfelde zu uns kamen. Die 6—10 Tage lange Reise, oft unter denkbar ungünstigen Verhältnissen, in überfüllten, ungeheizten Güterwagen, auf Brettern und Stroh, bei Schnee und Frost und mangelhafter Ernährung, hatte eine reaktionslose Heilung der vom japanischen Gewehrprojektil bewirkten Wunden nicht verhindert. Meist waren die Wundöffnungen mit trockenem Schorf bedeckt, der dann nach Ablauf einiger Tage abfiel und eine dunkelpigmentierte, nicht druckempfindliche Narbe hinterließ. Die Organverletzungen durch

das kleinkalibrige Geschoß machten oft einen verblüffend leichten Eindruck; so war ein Kranker, dem eine Kugel, von rechts nach links gehend, beide Lungen durchschlagen hatte, noch etwa 20 Kilometer zu Fuß gegangen, bis zum nächsten größeren Verbandplatz. Das Blutspeien hatte nach einer Woche aufgehört, doch ließ sich noch bei seinem Fortgang (drei Wochen später) der Rest eines Blutergusses in der linken Brusthälfte nachweisen. Ich habe mich mehrfach davon überzeugen können, daß, durch die Symptomlosigkeit verheilter Lungenschüsse getäuscht, Ärzte die betreffenden Kranken als genesen in die Front zurückgeschickt hatten. Doch mußten sie bald wieder das Lazarett aufsuchen, da sich Husten und andere Beschwerden einstellten. Ebenso unrichtig erscheint es mir, Leute mit günstig verlaufenen, unkomplizierten Weichteilschüssen der unteren Extremitäten vor mindestens 6—8 Wochen in ihre Heeresteile zurückzusenden. Unter dem Einfluß auch relativ geringer Muskelaktion stellen sich nur allzu leicht Schmerzen ein, die den weiteren Dienst unmöglich machen. Vielleicht mögen anderwärts irgendwelche Normen für die Rücksendung Verwundeter in die Front vorhanden gewesen sein, bei uns und in mehreren anderen Hospitälern, die ich besucht, hing alles von der Auffassung des behandelnden Arztes ab; der verfügte aber doch nur in den seltensten Fällen über Erfahrungen auf diesem Gebiet. Die Wichtigkeit dieser Frage fordert dringend Klarstellung und womöglich Schematisierung derselben, um dem unerfahrenen Arzt eine Handhabe zu bieten. Wenn man die Schwierigkeiten des Transports, die in diesem Kriege infolge der enormen Entfernungen besonders groß waren, in Betracht zieht, wird man zugeben, daß eine verfrühte Rücksendung zur Front von verderblichsten Folgen sein kann. Verdoppelt aber werden die Schwierigkeiten, wenn eine derartige Kette papierener Formalitäten jedesmal zu erledigen ist, wie in unserem Militärressort.

Unter den Schwerverwundeten befanden sich einige komplizierte Knochenbrüche, Gelenkschüsse und Schädelverletzungen, von denen die durch Schrapnellkugeln bewirkten besonders ernsten Charakter trugen. Bei einem Kranken mit Schrapnellverletzung der Mittelhandknochen traten am fünften Tage nach der Aufnahme leichte tetanische Erscheinungen auf. Obwohl bisher fast

alle Fälle von Wundstarrkrampf in Charbin tödlich verlaufen waren, trotz Seruminjektionen und anderweitiger Behandlung, wollte ich den Versuch nicht versäumen, durch sofortige Injektion den Kranken zu retten. Ich muß hervorheben, daß die Erscheinungen im vorliegenden Falle zunächst nur andeutungsweise vorhanden waren und in unbedeutenden krampfähnlichen Schmerzen in der verwundeten Hand bestanden. Ob dank dem frühzeitigen Eingreifen (es wurden vier Seruminjektionen gemacht) oder infolge einer wenig intensiven Infektion lasse ich dahingestellt, ich hatte aber die Freude, den Kranken gebessert in fremde Hände zu übergeben, obwohl zeitweilig Kau- und Schluckbeschwerden und fast unaufhörliche allgemeine Krämpfe die Prognose ernstlich getrübt hatten. Später habe ich erfahren, daß der Kranke völlig genesen in seine Heimat zurückgekehrt ist.

Nachdem unser Chirurg, Dr. R., uns verlassen, waren wir bei der Behandlung aller schwierigen Fälle ganz auf unsere eigene Kenntnis resp. Unkenntnis angewiesen; unser Oberarzt kümmerte sich nicht im geringsten um die medizinischen Fragen, ich habe ihn das Verbandzimmer kaum betreten sehen. Seine ganze Aufmerksamkeit war der administrativen und ökonomischen Seite des Hospitallebens gewidmet. In steter Sorge, ob nicht die hohe Obrigkeit es für gut befinden könnte, das ihm unterstellte Lazarett zu besichtigen, eilte er aus den Krankensälen in die Kanzlei und von da in die Aborte oder auf den Hof, um überall nach dem Rechten zu sehen. Seine Hauptarbeit bestand darin, bald hier bald dort die diensttuenden Soldaten anzuranzen und sie daran zu erinnern, wie schlimm es ihnen ergehen werde, wenn die Vorgesetzten ihre Lässigkeit bemerkten. Wer waren nun diese gefürchteten Vorgesetzten? Vor allem gab's da den General N., den Kommandierenden aller Truppen des Rückens der Armee, mithin auch den Chef aller in Charbin und in der nördlichen sowie östlichen Mandschurei befindlichen medizinischen Anstalten. Seine rastlose Energie und rücksichtslose Strenge machten ihn zum gefürchteten Phantom aller Oberärzte und auch der niederen Angestellten, Offiziere und Soldaten. Nicht selten kam es vor, daß er Militärpersonen, Offiziere und Ärzte, auf der Straße anhielt und ihnen für nicht vorschriftsmäßige Kleidung strenge Verweise erteilte. Ich erinnere mich eines von

ihm veröffentlichten Erlasses, worin gesagt war, daß alle Militärpersonen im Theater und an allen öffentlichen Orten nur in Paradeuniform oder dem Uniformsrock zu erscheinen hätten; wer keine solchen Kleidungsstücke besäße, brauche das Theater usw. nicht zu besuchen. Trotz der strengen Vorschriften kann man sich schwer eine richtige Vorstellung von der Buntheit der von Offizieren und Ärzten getragenen Kostüme machen. Sein besonderes Augenmerk hatte jedoch General N. auf das Sanitätswesen seines Bezirks gerichtet; unaufhörlich besuchte er die Hospitäler, tadelte meist, lobte selten, versetzte aber alle Anstalten in beständige Aufregung. Auch uns war sein Besuch in Aussicht gestellt worden; er erfolgte schneller als wir erwarteten. Ich hatte mich als Dujourarzt am Morgen des 26. Oktober gegen 6 Uhr erhoben und war gerade mit der Vollendung meiner Toilette beschäftigt, als ich draußen im Treppenraum ein donnerndes: „Wünschen Gesundheit, Eure Exzellenz!" erschallen hörte. Schleunigst warf ich mich in meine Paradeuniform, gürtete den Degen um und stürzte hinaus. Hinter mir her hörte ich den Oberarzt keuchen. Doch Seine Exzellenz war bereits die Treppe emporgestiegen und beehrte zunächst das obere Stockwerk mit seinem Besuch. Was er oben erblickt, muß ihn nicht gerade erfreut haben, denn mit finster gerunzelter Stirn steuerte er, ohne den angstvoll hinter ihm her trippelnden Oberarzt nur eines Blickes oder Grußes zu würdigen, nach einiger Zeit aus dem Treppenraum in unseren ersten Krankensaal. Sein Adlerblick fiel sofort auf einen zwischen den Heusäcken liegen gebliebenen Zigarettenstummel. Das war der Tropfen, der die Schale seines Zorns zum Überfließen brachte: sie ergoß sich über unseren Inspektor. Er erhielt 5 Tage Hausarrest zudiktiert und wurde im Wiederholungsfall mit noch strengerer Strafe bedroht, die aber dann auch der Oberarzt und der Dujourarzt mit ihm teilen sollten! Im nächsten Saal war die Ventilationsvorrichtung noch nicht in Funktion gesetzt, was uns die Bemerkung eintrug, wir Ärzte verstünden überhaupt nichts von Ventilation! Mit Blitzesgeschwindigkeit ging's durch alle Räume bis auf die Hintertreppe, deren nicht tadellose Sauberkeit wiederum einen Zornesausbruch hervorrief. 1000 Kranke und etwa 250 Mann sanitäre Bedienung

mußten fast unaufhörlich diese Treppe benutzen, um in die Aborte, auf den Hof und in die draußen gelegene Küche zu gelangen. Bei Regen und Schlackwetter und dem auf dem ungepflasterten Hof befindlichen Kot war es kaum möglich, derartig strenge Anforderungen zu befriedigen. Zu guter Letzt geruhte Seine Exzellenz uns noch zu belehren, daß die Räume des Hospitals so sauber auszusehen hätten, wie der allereigenste Salon und die Wäsche der Kranken wie die allereigenste Bettwäsche Seiner Exzellenz! Erleichtert atmeten wir auf, als das Gewitter sich verzogen; nun hatten wir glücklich die Feuertaufe, das Debüt der Hohen Obrigkeit, überstanden.

Unseren zweiten direkten Vorgesetzten, Exzellenz B., Bezirksmedizinalinspektor und Inspektor des Medizinalwesens des Rückens der Armee, hatte ich bereits auf dem Verbandplatz am Bahnhof kennen gelernt; auch er besuchte unser Hospital und erwies sich im ganzen als milde und Vernunftgründen zugänglich. Auf unsere dringende Bitte, unserem Hospital einen tüchtigen Chirurgen zu geben, wurde uns Dr. J., mein guter Bekannter aus dem St. Petersburger Marienhospital, der bisher die Leitung des Verbandplatzes am Bahnhof ausgeübt, zukommandiert.

Die nächste Woche brachte Arbeit genug; am 2. November erhielten wir um 10 Uhr abends den Befehl, zum nächsten Morgen 250 Kranke zur Evakuation vorzubereiten; sie wurden auch gegen 12 Uhr mittags abgefertigt. Von da an bis zum 30. Oktober trafen nur noch wenig neue Kranke ein, die vorhandenen aber wurden in größeren und kleineren Partien evakuiert, so daß sich unser Hospital bis zum 14. November völlig leerte. Wir hatten unterdessen auch den zweiten Flügel des schönen, uns zur Verfügung gestellten Gebäudes bezogen und gerade die Räume halbwegs instand gesetzt, um mit Befriedigung arbeiten zu können. Es ließen sich jetzt bequem 450 Kranke auf Bettstellen unterbringen, ohne daß man zu Korridoren und Treppenräumen seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Um so härter traf uns am 15. November die Nachricht, daß wir in den nächsten Tagen bereits unseren Palazzo räumen sollten, um ihn einer Abteilung des Roten Kreuzes zu überlassen.

VII.

Charbin und seine Umgebung. Alt-Charbin. General Mischtschenko. General von Rennenkampff. Ein Jagdausflug an den Ssungari.

Fast unmerklich war unterdessen strenger Winter eingezogen; die anfangs zwischen 5 und 10 Grad Frost betragende Temperatur sank stetig bis gegen 15, ja 20 Grad Reaumur. Dabei herrschte fast immer helles, klares Wetter; tags in der Sonne war es sogar recht warm. Da es meist windstill war, litt man wenig unter der Kälte. Herrliche Mondscheinnächte mit einem leuchtenden Sternenhimmel verlockten uns oft zu Abendspaziergängen, die aber aus Vorsicht nur in größerer Gesellschaft unternommen wurden, da die Straßen Charbins bei Abend keinen ungefährlichen Aufenthaltsort bildeten. Es war eine besondere Schicksalsgunst, daß in diesem Winter mehrmals Schnee gefallen war, wenn auch in ganz geringen Mengen, so doch genug, um den Schmutz der Stadt rücksichtsvoll zu bedecken und die Bildung von Staub, der sonst im Winter ganz Charbin in Wolken einhüllen soll, zu verhindern.

Die freie Zeit, über die wir nach Räumung unseres Hospitals von Kranken reichlich verfügten, benutzte ich zu einigen genußreichen Spaziergängen in die Umgebung der Stadt. Etwa sechs Kilometer von Charbin, von unserem, am Südostende der Stadt gelegenen Hospital noch um einiges näher, befindet sich Alt-Charbin, ein jetzt unbedeutender kleiner Ort, der aber die erste Ansiedlungsstelle der Russen in dieser Gegend bildete. Wegen ungünstiger Lage wurde der Ort bald aufgegeben und hat jetzt wohl fast jede Bedeutung eingebüßt. Es ist ein Flecken mit niedrigen Lehm- und Holzhäusern, breiten, schmutzigen Straßen und einem kleinen Marktplatz, wo Chinesen die allerverschiedensten Dinge von der Retà (geräuchertem, lachsartigem Fisch) bis zu Stiefeln, Stoffen und altem Eisen in buntem Gemisch zu unverschämten Preisen feilbieten. Das einzig Be-

merkenswerte in diesem Städtchen ist die Residenz des schon aus dem chinesischen Feldzuge bekannten und jetzt im japanischen Kriege auch hervorgetretenen Generals Mischtschenko. Es ist ein niedriges, weißes Steingebäude, vor dem zwei eroberte chinesische Kanonen aufgepflanzt sind und eine Wache gemütlich auf und ab spaziert; damals wurde es von der Gattin des Generals bewohnt. Mischtschenko war wohl mit der populärste Mann des ganzen Feldzuges. Nicht als Stratege und durch seine Teilnahme an großen Schlachten hat er sich einen Namen gemacht, sondern durch kleinere Streifzüge und Rekognoszierungen, die er stets persönlich leitete. Nach allem, was ich gehört, ist Mischtschenko eine recht sympathische Persönlichkeit, nie bestrebt, sich in den Vordergrund zu drängen. Stets um das Wohl seiner Untergebenen ängstlich besorgt, soll er mit seinem Offizierkorps eine große Familie gebildet haben, an deren Schicksalen auch seine Gattin in rührender Weise Anteil nahm. General von Rennenkampff, der auch als schneidiger Reiterführer vielfach genannt wurde, habe ich in verschiedenster Weise beurteilen hören und wage nicht zu entscheiden, welche Meinung auf Wahrheit beruhte. Vielleicht mag ein Teil der ungünstigen Urteile dem Deutschen gelten; ein Offizier seines Korps, den ich näher kennen lernte, schilderte ihn als energischen, geschickten Truppenführer und war ganz begeistert von seinen Leistungen. Leider war die Persönlichkeit dieses Offiziers nichts weniger als vertrauenerweckend. Er war wegen einer ganz unbedeutenden Verstauchung des Fußgelenks nach Charbin gekommen und hielt sich dort viele Wochen auf. Der Behandlung seines Leidens widmete er nur sehr wenig Zeit, viel mehr hingegen dem Kartenspiel und sonstigen dort ungeheuer beliebten und verbreiteten Genüssen.

Außer General Mischtschenkos Residenz befinden sich in Alt-Charbin noch einige Hospitäler des Roten Kreuzes und viele Depots des Militärressorts. Die Stadt ist mit ihrer jüngeren, aber weit fortgeschritteneren Schwester durch die nach Wladiwostok führende Eisenbahnlinie verbunden. Der Bahnhof ist klein, verfügt kaum über einige Reservegeleise, ein Umstand, der doch merkwürdig genug ist, wenn man an den kolossalen Verkehr und die stete Überfüllung auf dem Bahnhof Neu-Charbins

denkt. Eine gerade, breite Fahrstraße wurde zu meiner Zeit angelegt, die die nächste Verbindung zwischen den zwei Städten herstellen soll; zu beiden Seiten derselben stiegen die Preise der Bauplätze damals bereits zu schwindelnder Höhe. Jetzt, wo der Friede geschlossen, Charbin den Russen zunächst erhalten geblieben, werden die Spekulanten, welche nach den Schlachten am Schahò und bei Mukden in gründlicher Sorge um ihre Kapitalien geschwebt, wohl glänzende Geschäfte machen. Auch die rührigen Nachbarn aus Japan werden in kürzester Frist dem Handel Charbins und damit auch der Stadt selbst zu kolossalem Aufschwung verhelfen. Dalni und Port Arthur, die südliche Mandschurei, auch das ganze weite russische Territorium bis nach Irkutsk hin, boten schon vor dem Kriege der japanischen Unternehmungslust ein ergiebiges Feld; wie wird das sich erst unter den für die energischen Inselbewohner nach dem Kriege so günstig veränderten Verhältnissen gestalten! Weder der Chinese, geschweige denn der immer nur auf großen Gewinn und schnelles Reichwerden hinstrebende Russe werden mit den Japanern erfolgreich konkurrieren können, die es verstanden, selbst während des Krieges ihre Waren nach Charbin durchzuschmuggeln und dort von Chinesen zu unverschämten Preisen verkaufen zu lassen.

Die ganze Strecke zwischen den beiden Städten geht der Weg durch flaches Ackerland, auf dem kein Strauch, kein Baum zu sehen ist, fern im Westen ziehen sich flache Hügelrücken hin. Da das Wetter günstig war, legten wir den Hinweg zu Fuß zurück, besahen die Stadt und kamen zum Bahnhof, wo gerade ein Güterzug erwartet wurde, den wir zur Rückfahrt benutzen wollten. Nachdem er endlich angekommen, gelang es uns aber trotz eifrigster Nachforschungen nicht festzustellen, wann er abgehen sollte; so beschlossen wir denn, nicht zu warten, sondern auf Schusters Rappen heimzukehren. Doch kaum hatten wir uns einige hundert Schritt entfernt, als der Zug sich in Bewegung setzte; es gelang uns, ihn einzuholen und aufs Trittbrett eines Wagens zu springen. Nun hofften wir, innerhalb 10 Minuten unser Ziel erreichen zu können, aber — ein Pfiff und unser Zug hielt im freien Felde. Wir verließen unseren Standort und erfuhren bald vom Lokomotivführer, daß hier eine Aus=

weichstelle sei und der Zug vielleicht eine halbe, vielleicht aber auch 12 Stunden hier stehen werde. Auch der mitten auf dem Felde in einem alten Güterwagen hausende „Stationschef“ konnte uns trotz heftigen Läutens und endloser Gespräche am Telephon nichts Näheres verkünden. So mußten wir denn quer übers holprige Feld unsern Rückweg antreten, hätten beinahe einen riesigen Umweg gemacht, da sich plötzlich vor unseren Füßen ein Abgrund in Gestalt eines offenbar begonnenen und liegengelassenen Bahndurchstichs auftat. Mit Mühe kletterten wir hinab, der Aufstieg war noch schwieriger, nur kriechend auf allen Vieren, im klebrigen Lehmboden, erreichten wir das jenseitige Ufer; von dort aus hatten wir nicht mehr weit bis zu unserem Hospital, das wir nach fünfstündigem Gang erreichten.

Am Morgen des 15. November wehte ein kräftiger, frischer Westwind, als wir, mein alter Bekannter, Geschäftsführer W. und ich, uns gegen 8 Uhr früh, mit unseren Jagdgewehren bewaffnet, über die Felder weg zum Flusse Ssungari hin begaben. Schon längst hatte ich einen Ausflug dorthin beabsichtigt, da, wie man mir berichtet hatte, in den Dickichten am Flußufer nicht selten Fasanen und Hasen zu finden sein sollten. Uns begleitete ein wohlbewaffneter, junger Soldat, da die Umgegend von Charbin von Chunchusen wimmelte; noch kürzlich war ein höherer Offizier, der mit einer Botschaft zu dem in einer Nachbarstadt wohnhaften chinesischen Würdenträger ritt, mitsamt seiner aus vier Grenzsoldaten bestehenden Eskorte von diesen Räubern aus dem Hinterhalt niedergeschossen worden. Ich kann nicht leugnen, daß das leise Gefühl dieser gewiß unbedeutenden Gefahr unserem Gang doch einen gewissen Reiz verlieh. Unwillkürlich blickt man sich von Zeit zu Zeit um, mustert die Gegend durchs Binokel und prüft jede von fern auftauchende chinesische Figur aufs genaueste. Auch hier wie im Osten Charbins bot die Landschaft keinerlei Reize; langsam erheben sich die teils sandigen, teils mit Gestrüpp bewachsenen Flußufer zu beiden Seiten des Ssungari. Wir passierten einen etwa 100 Schritt breiten Flußarm, in dessen Eise ein großer Dampfer eingefroren war; der Strom selbst war in der Mitte noch offen. Die kleine, etwa einen Kilometer lange und ein paar hundert Schritt breite Insel, die wir durchstöbern wollten,

war mit dichtem Gestrüpp und unten mit hohem, schilfartigem Gras bewachsen, in dem wir uns nur mit Mühe fortbewegten. Ganz unerwartet raschelte plötzlich etwas vor meinen Füßen und ein Hase, etwas kleiner als sein in Deutschland heimischer Vetter, sprang auf, um mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit im Dickicht zu verschwinden; ein ihm nachgesandter Schuß verfehlte leider sein Ziel. Von Fasanen war und blieb nichts zu sehen; nur ein Schwarm irgend einer großen Schnepfenart strich in beträchtlicher Entfernung an uns vorüber. Vergeblich beschoß ich einen über mir schwebenden großen Raubvogel, dessen stahlgraues Gefieder hell von der Wintersonne beschienen wurde, der Größe nach muß er wohl zu einer Adlerart gehört haben. Unterdessen hatten wir uns immer weiter von der Stadt entfernt, der eisige Wind und die 10 Grad Kälte fingen an, sich fühlbar zu machen. Wir beschlossen, auf ein noch etwa $1^1/_2$ Kilometer entferntes Chinesendorf zuzusteuern, dessen Häuser eben am Horizont sichtbar wurden. Ziemlich ermüdet durch den Gang über einen von Furchen durchzogenen Acker langten wir im Dorf an und sahen uns nach einem Wirtshaus um. Doch wo wir auch anfragten, ob Brot oder Fleisch zu haben sei, überall scholl uns ein unwirsches „mei-ju“, d. h. „gibt's nicht“, entgegen. Endlich bemerkten wir eine größere Fansà, deren Tür offen stand und in der sich mehrere Chinesen um einen kleinen Herd drängten. Als wir plötzlich eintraten, blickten uns nicht gerade freundliche Gesichter entgegen; doch ließen wir uns auf Bitten oder Fragen nicht ein und nahmen auf den mit Strohmatten bedeckten Bänken Platz, die an den Wänden der Hütte entlang laufen und unter denen sich die Heizung befindet. Unsere unfreiwilligen Wirte hatten sich erst etwas in den Hintergrund der Fansà zurückgezogen, fingen aber bald an, sich zu nähern und sogar zudringlich zu werden. Sie wollten durchaus unsere Gewehre besehen, was ihnen aber nicht gestattet wurde mit dem sehr deutlichen Hinweis, daß diese scharf geladen seien und leicht losgehen könnten. Trotz langen Parlamentierens gelang es uns nicht, Fleisch oder Brot zu erhalten und nach einer Viertelstunde verließen wir, wenn auch hungrig, so doch etwas erwärmt, die ungastliche Hütte. Unser Rückweg vollzog sich ohne irgendwelche bemerkenswerten Ereignisse und gegen Abend erreichten wir glück-

lich W.s gemütliches Heim, wo uns eine erquickende Mahlzeit erwartete.

Schon Ende September, kurz nach unserer Ankunft, hatte ich einen größeren Ausflug in die südliche Umgebung Charbins gemacht, so daß meine Wißbegier in dieser Beziehung jetzt ziemlich gestillt war. In nordwestlicher Richtung reicht die Stadt bis an den Ssungari heran. Südlich von der Bahn liegt zwischen Strom und Stadt ein großes chinesisches Dorf; daneben befinden sich die Kasernen einiger Kompanien Infanterie, die als Bedeckung großer Warenlager des Militärressorts dienten.

VIII.

Übersiedelung unseres Lazaretts in's Hospitalsviertel. Wie gut für uns gesorgt wurde. Schmerzliche Folgen zu luftiger Unterkunft.

Unsere Mannschaft mitsamt dem ganzen Hospitalsinventar hatte schon seit einigen Tagen unser bisheriges Heim geräumt und die Vorläufer der neuen Bewohner desselben, in Gestalt von Tischlern, Maurern und anderen Handwerkern, begannen bereits unsere Gemütlichkeit zu stören. Trotzdem rührten wir Ärzte uns nicht vom Fleck, in der stillen Hoffnung, noch 10 bis 14 Tage hier verbringen zu können, wo's so warm und behaglich war. Von unserem neuen Bestimmungsort, der zwei Kilometer entfernt und außerhalb der Stadt im sogen. „Hospitalsviertel" gelegen war, hatten wir Schauerdinge erzählen hören. Am 18. November abends erhielten wir aber den allerstrengsten Befehl des kommandierenden Generals, am nächsten Morgen früh unsere bisherige Wohnung zu räumen und die neuen Quartiere zu beziehen.

Der Tag unseres Umzugs steht mir noch lebhaft genug vor Augen. Es herrschte eine Kälte von etwa 15 Grad R., die dünne Schneeschicht knirschte unter den plumpen Rädern der mit unseren Habseligkeiten schwerbepackten Lastwagen. Im Schafpelz, Baschlyk (kapuzenartiger Kopfbedeckung von aus Kamelshaar gewebtem Stoff, die über der Fellmütze getragen wird), und hohen Filzstiefeln marschierten wir armen Ausgewiesenen vor und neben den langsam dahinholpernden Wagen einher. Nachdem wir den nach Wladiwostok führenden Eisenbahnstrang passiert, betraten wir eine breite Fahrstraße, zu deren beiden Seiten sich bis in endlose Ferne lauter Gebäude von fast identischer Bauart hinzogen. Die erste Reihe derselben bestand beiderseits aus hölzernen Baracken, die zweite und dritte aus langgestreckten, mit Ziegelfassade versehenen und durch Ziegelpfosten verstärkten Erdhütten. Auf den ersten, links und rechts gelegenen Gebäuden sahen wir Fahnen mit dem Roten Kreuz wehen und der Aufschrift „13., 14. usw. kombiniertes Feldlazarett". Die ersten Holzbaracken waren bewohnt und machten einen ganz ver-

trauenerweckenden Eindruck; weiterhin aber sahen wir zu unserem Schreck lauter halbvollendete Gebäude: dem einen fehlte das Dach, beim anderen waren noch keine Fenster und Türen angebracht, im dritten waren die Maurer gerade mit Ofensetzen beschäftigt. Plötzlich erblickte ich vor der Türe eines solchen werdenden Wohnhauses die gemütliche Figur eines wohlbeleibten Kollegen, der sich à la Marius auf einem Bretterhaufen niedergelassen und äußerst mißmutig dreinschaute. Ich trat auf ihn zu und erfuhr, daß diese Baracke zur Aufnahme des Personals seines und unseres Lazaretts bestimmt war; eilig begab ich mich in das Haus und betrat einen das Gebäude in zwei gleiche Hälften teilenden Korridor. Wie sah es aber dort aus! Koffer, Kisten, alle möglichen Sachen durcheinander, mitten zwischen Hobelspänen, Brettern, Fensterrahmen und Türen, die noch der Verwendung harrten, und in all dem Wirrwarr keifende, schimpfende Frauen- und Männerstimmen. Die Herrschaften vom anderen Lazarett hatten unser Späterkommen benutzt, um alle rechts vom Mittelgang gelegenen, von der Sonne hell beschienenen Räume für sich zu belegen. Hierüber empört, geriet ich bald in einen Wortwechsel mit den sehr kampfbereiten, feindlichen Schwestern, während dessen ich die Grenzen der Höflichkeit im Interesse unseres weiblichen Personals, für welches ich zum mindesten e i n sonniges Zimmer verlangte, erheblich überschritt. Doch weder Bitten noch Drohungen machten den geringsten Eindruck: die Schwestern und auch die Kollegen blieben, dem Prinzip moderner Großmachtpolitik „j'y suis, j'y reste!" folgend, im Besitz der okkupierten Räumlichkeiten und ich trat einen schmählichen Rückzug an. Draußen standen meine ratlosen Hospitalskollegen und ergingen sich in nicht gerade lobenden Äußerungen über die Gleichgültigkeit und Unbeholfenheit unseres Oberarztes. Da bemerkte ich eine Gruppe von Menschen, die gerade zwischen den Nachbargebäuden hervorkam und offenbar mit der Inspektion oder Verteilung der Baracken beschäftigt war. Ich trat schnell auf einen mir aus dem Konvikt bekannten Offizier zu und erfuhr, daß der Ingenieur-Oberst X., der Erbauer und Vorsteher des ganzen Hospitalviertels, gerade dabei sei, für das Personal des 20. kombinierten Lazaretts eine wohnliche Baracke aufzusuchen. Ich schloß mich der Gesellschaft

an und, als der Oberst bald darauf ein fast fertiges Haus gefunden und den Kollegen übergeben, wandte ich mich mit der Bitte an ihn, doch auch für uns (das 17. und 19. Lazarett)*) zu sorgen. Unser Oberarzt war inzwischen auch herangeholt worden und es gelang uns, nach längerem Suchen ein halbfertiges Gebäude zu entdecken, das jedenfalls besser war als die uns zuerst zugedachte Baracke. Oberst X. versprach uns in liebenswürdigster Weise, dafür zu sorgen, daß die fehlenden Fensterscheiben bald eingesetzt, einige Fachwerkwände mit Kalk beworfen würden u. dgl. m. Viele Wochen vergingen, bis auch nur der kleinste Teil dieser freundlichen Versprechungen notdürftig erfüllt war, — doch was kosten dem Herrn Obersten X. seine Versprechungen und was liegt ihm an unserem Wohlergehen?

Unser neues Heim bestand aus acht Räumen und zerfiel durch einen Gang in zwei gleiche Hälften. Auf diesen Gang mündeten alle Türen der miteinander sonst nicht verbundenen einfenstrigen Zimmer. Unsere erste Arbeit war, mit Hilfe der Burschen Raum und Ordnung zu schaffen; mit dem in Menge herumliegenden Holz und den Hobelspänen wurden die Öfen angeheizt, um die Zimmer, in denen eine Temperatur von einigen Grad Frost herrschte, etwas zu erwärmen. Das gelang aber nur sehr notdürftig, denn in einigen Räumen waren die Öfen noch gar nicht gesetzt. Trotz allen Heizens der vorhandenen Öfen aber konnten die anderen Zimmer nicht erwärmt werden, da die sie trennenden Zwischenwände nur aus Fachwerk bestanden, das noch unausgefüllt war und eine freie Luftkommunikation aufs bequemste gestattete. Was nützte es unter diesen Umständen, unseren riesengroßen, schwarzeisernen Ofen fast bis zur Rotglut zu erhitzen, wenn nebenan unverändert eine Temperatur von 5—10 Grad Frost herrschte? Da half kein Verhängen der Wände mit dünnen chinesischen Strohmatten, den sogen. Zinofffen, die keinen Schutz boten und nur vom eisigen Zugwind bewegt, in stiller Nacht melodisch knisterten und rauschten. Voll Rührung denke ich zurück an unsere Whistpartien in Schafpelz und hohen Filzstiefeln, mit „Popácha" (hohe

*) Unter diesen Nummern waren wir den übrigen kombinierten Feldlazaretten Charbins angereiht worden.

Mütze aus langhaarigem Lammfell) bedecktem Haupt und vor uns das innere Heizmittel, den dampfenden Tee in stets von neuem gefülltem Glase! Zum Abend erreichte die Temperatur eine immerhin erträgliche Höhe, in der Nähe des Ofens konnte man es auch ohne Pelz aushalten; dann galt's, den günstigen Moment zur Erledigung der allernötigsten Korrespondenzen zu benutzen. Oft flüchtete ich auch, um Briefe zu schreiben, ins Zimmer unserer barmherzigen Schwestern, die sich als einzig Glückliche eines fertigen Zimmers erfreuen durften; hier konnte man auch ohne Pelz und Filzstiefel gemütlich sitzen und schreiben. Daß wir unter solchen Umständen nur mit schwerer Sorge an den immer kälter werdenden langen Winter dachten, ist wohl begreiflich. Doch nicht nur für uns war so schlecht gesorgt worden, nicht besser stand's um die Lazarettgebäude. Nur die für unsere Mannschaft bestimmten Erdhütten, die schon vorher bewohnt gewesen, boten nach gründlicher Reinigung ein einigermaßen genügendes Unterkommen. Es war uns übrigens von vornherein klar, daß in den dunklen Erdhütten, deren Fußboden aus festgestampftem Lehm bestand, an eine dauernde Unterbringung oder Verpflegung nicht zu denken war. Unser „Lazarett" sollte wohl nur als kurzfristiges Unterkunftshaus für leicht Verwundete und Kranke dienen; trotzdem wurde ein „Operationszimmer" eingerichtet, welches statutenmäßig vorhanden sein mußte, natürlich aber in keiner Weise den bescheidensten Ansprüchen genügen konnte.

Ich habe unser Hospital nicht mehr in Tätigkeit treten sehen. Am Morgen des 22. November erwachte ich mit dem Gefühl, zu Stein erfroren zu sein, trotz Decken, Pelz und Mantel, mit denen ich mich vor den in unserem Schlafgemach herrschenden 7—8 Grad Kälte hatte schützen wollen. Es bedurfte geraumer Zeit, bis ich meine Gliedmaßen wieder rühren konnte. Die Folge dieser Durchkältung war ein Wiederauftreten meiner schon einigemal überstandenen Blinddarmentzündung. Auf Anraten meines Kollegen, des Chirurgen Dr. J., begab ich mich sofort ins 2. Lazarett der Georgsgemeinschaft vom Roten Kreuz, wo ich von den mir befreundeten Kollegen Dr. Dr. J., S. und T. aufs freundlichste aufgenommen und aufs beste untergebracht wurde.

IX.

Kammerherr A. und die Verwaltung des Roten Kreuzes in der Mandschurei. Das zweite Georgslazarett. Vor dem Forum militärärztlicher Kommissionen. Evakuiert! Im chinesischen Theater.

Mit dem 23. November 1904 beginnt ein neuer Abschnitt meiner Kriegszeit, der mir Gelegenheit bot, nicht allein als Arzt, sondern auch als Patient Erfahrungen mannigfaltigster Art zu sammeln. Außerordentlich interessant und lehrreich war mir der längere Aufenthalt in einem Lazarett des Roten Kreuzes, dank dem ich einen guten Einblick gewann in das Getriebe dieser riesenhaften Organisation, über die so viel geredet und geschrieben worden und deren Beurteilung so grundverschieden ausgefallen.

An der Spitze aller Institutionen des Roten Kreuzes, im Felde und auch im Rücken der Armee, stand vom Beginne des Krieges an ein Kammerherr des Allerhöchsten Hofs A. Man sagte, er habe sich ein Jahresgehalt von 120 000 Mark bei freier Station geben lassen; ob die Ziffer stimmt, wage ich nicht zu entscheiden. Wie wenig rücksichtsvoll er mit den Mitteln des Roten Kreuzes umging, erhellt nur allzu deutlich aus einzelnen Tatsachen, die mir als richtig bekannt sind. Seine Gastfreiheit und die von ihm gebotenen Tafelgenüsse, deren Kosten das Rote Kreuz bestritt, sind häufig genug erwähnt worden. Von einem Augenzeugen ist mir ferner die märchenhafte Pracht und Vollständigkeit der Feldausrüstung, die Herr A. sich, natürlich wieder auf Kosten des Roten Kreuzes, in St. Petersburg bestellte, beschrieben worden. Das Geld war ja vorhanden und die Spenden flossen im Anfang des Krieges überreichlich, bis einige Tatsachen an die Öffentlichkeit gelangten, nach deren Bekanntwerden Reich und Arm, Groß und Gering stutzig wurden. Die freiwilligen Spenden fürs Rote Kreuz stockten und die Regierung mußte durch Zwangsmittel

(Fahrkartensteuer, Auslandspaßsteuer) weitere Mittel herbeischaffen. Alle Unternehmungen des Herrn A. trugen den Stempel der Großartigkeit; wo Lazarette gebaut oder Gebäude zu solchen Zwecken gepachtet wurden, durfte das Geld nie geschont werden. Schrankenlose Freiheit war allen Oberärzten und Bevollmächtigten, die an der Spitze der Lazarette standen, in pekuniären Fragen gewährt worden.

Das zweite Lazarett der Georgsgemeinschaft (Georgieffskaja Obschtschina) war im August, nach der Schlacht von Lyao-yan, in Charbin eröffnet worden. Das dicht beim Bahnhof gelegene steinerne Hauptgebäude zerfiel in drei Teile; im ersten waren die Patienten mit chirurgischen, im zweiten die mit inneren Krankheiten untergebracht. In der dritten Abteilung befanden sich die Räume für das ärztliche Personal und den Geistlichen, endlich in einem Anbau die Kirche. In jedem Krankensaal standen 100 Betten, die in dem großen Raume reichlichen Platz fanden. Licht erhielten die Säle durch die an beiden Längsseiten angebrachten Fenster, außerdem aber noch von oben; mit nicht geringen Kosten war der Dachstuhl durchbrochen und die Decke mit Glasfenstern versehen worden. Das Lazarett und die dazu gehörigen Nebengebäude waren dem Roten Kreuz von der Verwaltung der Chinesischen Ostbahn für die Zeit des Krieges kostenlos zur Verfügung gestellt worden; doch mögen die innere Einrichtung und manche notwendigen Neubauten Geld genug gekostet haben, denn alles war nach modernen Prinzipien eingerichtet und entbehrte nicht eines gewissen Luxus. Operations- und Verbandzimmer, Röntgenkammer und ein Baderaum mit vier Wannen und Wasserleitung befanden sich ebenfalls im Hauptgebäude. Die Küche war in einem kleinen Nebenhause, das auch den Speisesaal fürs ärztliche Personal und die Schwestern enthielt, eingerichtet worden. Auch die Wohnungen der barmherzigen Schwestern und der Lazarettgehilfen (Sanitäre) befanden sich in einigen kleinen Nebengebäuden.

Die ärztliche Leitung des Lazaretts lag in den Händen des Dr. P., eines liebenswürdigen, älteren Herrn, der früher schon einige Jahre in Charbin verbracht hatte und mit den dortigen Verhältnissen aufs genaueste vertraut war, auch die

besten Beziehungen zu den chinesischen Autoritäten unterhielt, die chinesische Sprache einigermaßen beherrschte, ja sogar Literaturstudien in diesem schwierigen Idiom eifrig betrieb. Die administrative und ökonomische Leitung hatte bis kurz nach meiner Aufnahme ins Lazarett ein Bevollmächtigter des Roten Kreuzes, Herr B., inne gehabt. Seine Tätigkeit hatte ihn aber im Laufe der verflossenen drei Monate so angestrengt, daß er um Urlaub eingekommen und bald auch in seine ferne Heimat abgereist war. Die Früchte seiner „angestrengten" Tätigkeit hatte der ihn nach seiner Abreise vertretende Dr. J. vollauf zu genießen. Herr B. hatte sich um die Wirtschaft des Lazaretts eigentlich überhaupt nicht bekümmert, dagegen alles aufs eifrigste genossen, was Charbin an Freuden bieten konnte. Als materiell unabhängiger Mann, der honoris causa und gratis die Stellung eines Bevollmächtigten übernommen, hatte er sich nur verpflichtet gefühlt, alles Geld, welches von ihm laut Rechnung verlangt wurde, pünktlichst zu bezahlen, ohne sich mit einer Prüfung der Forderungen zu befassen. Diese großartige Vertrauensseligkeit war zur Zeit des Oberbevollmächtigten, Herrn A., der Grundzug aller Organisationen des Roten Kreuzes: um Geld zu erhalten, brauchten die Bevollmächtigten der einzelnen Anstalten sich nur persönlich beim Kassaführer in Charbin zu melden und ihre Wünsche auszusprechen. Weder Voranschlag noch Rechenschaftsbericht wurden verlangt und forderten sie Zehntausende von Mark, so erhielten sie dieselben unweigerlich ausbezahlt. Soviel auch nachher von den A.schen Rechenschaftsberichten geschrieben wurde, wenn auch ihr Empfang vom Zentralkomitee des Roten Kreuzes in St. Petersburg bestätigt worden ist, so wenig Bedeutung darf man denselben, auch wenn sie wirklich eingelaufen sind, beimessen. Ich habe die Abrechnungen des Georgslazaretts vor meinen Augen entstehen sehen, zum Teil meinem Freunde Dr. J. bei der mühsamen Arbeit geholfen und mich davon überzeugt, daß alle Berichte nur eine Erledigung papierner Formalitäten bedeuteten.

Nach der Abreise des Bevollmächtigten B. liefen bald verschiedene größere Monatsrechnungen ein, darunter die Fleischerrechnung. Als Dr. J. dieselbe durchsah und mit den Rechnungen für die zwei vorhergehenden Monate verglich, fiel ihm der Um=

stand auf, daß trotz abnehmender Krankenzahl in den drei Monaten die Fleischrechnung enorm (wenn ich mich recht erinnere, ums Doppelte!) gestiegen war. Da die Preise kontraktlich von der Oberleitung des Roten Kreuzes festgesetzt waren, handelte es sich also nur um gesteigerten Verbrauch. Dr. J. wandte sich, um Aufklärung zu erhalten, an den die Funktionen eines Ökonomen versehenden Sanitär X. Dieser Mann war die rechte Hand des Bevollmächtigten gewesen und hatte faktisch die ganze Wirtschaft geführt, während der vornehme Herr B. nur die Rechnungen beglich und die offiziellen Berichte unterzeichnete. Es erwies sich nun, daß keinerlei Belege für das gelieferte Fleisch vorhanden waren, denn die Lieferungsaufträge waren mündlich erteilt worden. Auch die Annahme des bestellten Fleischs war auf Treu und Glauben erfolgt, im Hospital existierte seit seiner vor drei Monaten erfolgten Eröffnung keine Wage!! Derselbe „Ökonom", ein halbgebildeter Mensch, aber schlauer Geschäftsmann, erhielt Summen von 200 und mehr Mark zur freien Disposition, nur mit der Verpflichtung, eine eigenhändige Rechnung über den Verbrauch des Geldes vorzustellen. Die Posten dieser Rechnung brauchten nicht durch Quittungen belegt zu sein; auf solche Kleinigkeiten ließ man sich eben nicht ein!

Daß eine solche Verwaltung dem frechsten Unterschleif Tor und Tür öffnete, brauche ich nicht zu sagen. Was nützte die zweifellose Ehrlichkeit des Bevollmächtigten, wenn er durch grobe Nachlässigkeit in seiner Amtsführung Unterbeamten und Lieferanten die bequemste Gelegenheit zum Diebstahl gab! Ein anderer großer Mangel in der Wirtschaftsführung verdient noch hervorgehoben zu werden. Es war die Neigung zu unproduktivem, ja gänzlich unnützem Luxus; wie am Tisch des Herrn Oberbevollmächtigten A. Champagner in Strömen floß und jederzeit offene Tafel für alle, die bei ihm als Gäste eingeführt wurden, bestand, so war's in kleinerem Maßstabe auch an den übrigen Anstalten des Roten Kreuzes. Ich habe schon oben meinen Hospitalskollegen Dr. W. angeführt, der monatelang die Gastfreundschaft des Georgslazaretts in ungenierter Weise mißbrauchte, Wohnung und volle Beköstigung genoß, ohne daß diese Exploitierung des Roten Kreuzes auch nur im mindesten

gerügt worden wäre! Die gleiche Großartigkeit wurde auch den eigenen Angestellten gegenüber gehandhabt; obwohl nach dem Statut für die Beköstigung der Ärzte ein Abzug aus ihrem Gehalt vorgesehen war, bekamen sie denselben trotz freier Station voll ausbezahlt. Dabei muß ich hervorheben, wie ungerecht hoch die Gagen der Ärzte vom Roten Kreuz überhaupt bemessen waren; es erhielt jeder Assistent 700 Mark monatlich, während die entsprechende Gage im Militärressort nicht mehr als 300 Mark betrug. Daß die Ärzte vom Roten Kreuz freiwillig ins Feld gezogen waren, motiviert einen derartigen Unterschied in keiner Weise. Bei freier Wohnung und Beköstigung arbeiteten die Herren Kollegen vom Roten Kreuz unter in jeder Beziehung günstigen Verhältnissen, während die Militärärzte vielfach für Kost und Wohnung teures Geld bezahlen mußten und unter den schwierigsten Bedingungen ihre Arbeit verrichteten. Alle Oberärzte an den Lazaretten des Roten Kreuzes erhielten den gleichen Gehalt von 1000 Mark monatlich, dessen Betrag im Verhältnis zum Gehalt der Assistenzärzte entschieden als niedrig bezeichnet werden muß. Auch Professor W. Zoege von Manteuffel aus Dorpat, als Leiter der Kolonne J. M. der Kaiserin-Mutter, mußte sich mit demselben Gehalt begnügen; er war übrigens der einzige russische Chirurg von Ruf, der den Krieg mitmachte, kein russischer Professor hat außer ihm den Lehrstuhl verlassen, um dem Vaterlande zu dienen. Denkt man an den Krieg von 1870—1871 zurück und an die lange Reihe glänzender Vertreter der Chirurgie, die als deutsche Militärärzte gewirkt, so kann man den Mangel an patriotischem Opfermut in der russischen medizinischen Welt nicht hart genug verurteilen. Als einzige Erklärung kann nur die Tatsache gelten, daß die gebotenen Stellungen gerechten Ansprüchen nicht genügten; doch hätte sich bei gutem Willen leicht Abhilfe schaffen lassen. Hier kommt freilich die mangelhafte oder eigentlich mangelnde Organisation der Reservemilitärärzte sehr in Betracht, die den frischgebackenen jungen Arzt, den alten Praktiker und den Chirurgen von Fach als gleichberechtigt behandelte; auf spezialistische Kenntnisse wurde nicht die geringste Rücksicht genommen.

Wie fern lag allen Beamten des Roten Kreuzes der Ge-

danke, daß das zu ihrer Verfügung gestellte Geld ein Heiligtum war, aus geringsten, kleinen und großen Beiträgen des opferfreudigen russischen Volkes entstanden. Kein Wunder, wenn späterhin die Begeisterung verflog, das Publikum stürmisch nach Rechenschaft verlangte und die Mittel schließlich durch staatlichen Zwang beschafft werden mußten. Die unsinnige Verschwendung war ruchbar geworden und die Verwaltung des russischen Roten Kreuzes hatte das Vertrauen weitester Kreise eingebüßt. Nur sorgfältigste Revision und rücksichtslose Aufdeckung der stattgehabten Mißbräuche kann die verlorene Popularität des Roten Kreuzes wieder herstellen.

Es wäre Undank der genossenen Gastfreundschaft gegenüber, wenn ich, nach Erörterung der Schattenseiten, nicht auch die Lichtseiten der Organisation hervorheben wollte. Ich muß einschalten, daß Herr A. am Ende des Jahres 1904 die Oberleitung des Roten Kreuzes dem Fürsten W. übergeben mußte. Aus guter Quelle erfuhr ich, die verschwenderische Vertrauenswirtschaft habe dann aufgehört, aber nur um einem verwickelten System endloser Schreibereien Platz zu machen. Was vorher vergeudet worden, sei nun zum guten Teil zur Besoldung eines Heeres unnötiger Beamten draufgegangen.

In medizinischer Hinsicht waren alle Lazarette des Roten Kreuzes, die ich kennen gelernt, vorzüglich versorgt, so auch das 2. Georgslazarett in Charbin. Aus den Berichten desselben konnte ich ersehen, daß die Sterblichkeit am Typhus abdominalis dort im ganzen 10 Prozent nicht überstieg, trotzdem nicht wenige Kranke in allerschwerstem Zustande anlangten und im Laufe der drei bis vier ersten Tage zugrunde gingen. Gute ärztliche Aufsicht vereinigte sich mit der sorgfältigsten Pflege durch die barmherzigen Schwestern; die Kost war reichlich und von bester Qualität. Daß in Fragen der Beköstigung nicht gespart wurde, wie in den Militärhospitälern, verschaffte den Lazaretten des Roten Kreuzes in den Augen der Soldaten und Offiziere einen großen Ruf. Doch darf auch in diesem Punkte nicht übertrieben werden; ich habe Kranke und Verwundete aus Anstalten des Roten Kreuzes in die Verpflegung der Militärhospitäler übergehen sehen, denen man es in keiner Weise mehr recht machen konnte. Kognak, Branntwein, ja Früchte hatten die gemeinen

Soldaten beim Roten Kreuz erhalten, was doch nur als Unfug und Vergeudung bezeichnet werden kann und jedenfalls keine Nachahmung verdient.

Als Mangel in der Organisation der Lazarette muß noch hervorgehoben werden, daß die den Schwestern vorstehende Oberin dem ärztlichen Leiter nicht völlig untergeordnet war. Da unter dem weiblichen Personal nach meiner aus mehreren Lazaretten geschöpften Erfahrung aber stets Intrigen, Eifersüchteleien und Zänkereien herrschen, in die die Oberin mit verwickelt zu sein pflegt, muß der Oberarzt unumstrittene Gewalt auch über die Oberin ausüben dürfen. Ich habe tüchtige Ärzte ihre Stellung verlassen sehen, weil ihnen die Oberin das Leben an der Anstalt und ein ersprießliches Arbeiten einfach unmöglich zu machen verstand.

Unter den Schwestern selbst machte sich auch nur allzu oft eine Spaltung geltend zwischen den Berufsschwestern aus den verschiedenen Orden (Obschtschina) und den sogen. „Freiwilligen" (Volontären). Erstere rekrutieren sich zum großen Teil aus den guten, ja obersten Gesellschaftsklassen, sind diszipliniert und meist vorzüglich ausgebildet, verfügen oft über große Erfahrung, sind aber dementsprechend von sich eingenommen und dulden nur ungern die Leitung jüngerer Ärzte. Die „Freiwilligen" hingegen bildeten oft ein medizinisch wenig geschultes Material, entstammten den verschiedensten Kreisen (ich habe Bonnen, Näherinnen, sogar Schauspielerinnen unter ihnen angetroffen) und trugen nicht allzu selten dazu bei, den Ruf der Schwestern in etwas zweifelhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Ohne unnötiger Prüderie das Wort reden zu wollen, wie sie vielfach von den Oberinnen geübt wurde, so ist doch eine gewisse Disziplin Grundbedingung für erfolgreiche Arbeit. Wie sollen Schwestern, die mit Ärzten oder Offizieren bis spät in die Nacht hinein aufs fröhlichste Feste gefeiert, am Tage ihre schweren Berufspflichten erfüllen können!

Wenn ich hier einen Vergleich zwischen den russischen Berufsschwestern und unseren deutschen, in Diakonissenanstalten ausgebildeten Schwestern*) anstellen sollte, so müßte ich gestehen,

*) Hier ist nur von in Rußland, in deutschen Anstalten ausgebildeten Schwestern die Rede.

daß die Vorbildung beider gleich ausreichend ist und ihre Leistungen gleich hochstehen. Es liegt aber mehr im russischen Charakter, den persönlichen Verkehr mit den Kranken in besonders anziehender Form zu pflegen; ich habe von russischen Schwestern den Ausspruch gehört, nur die Frau könne den Schwesternberuf voll ausfüllen, die es verstünde, ihr ganzes Herz und Gemüt in den beständigen Umgang mit ihren Pfleglingen hineinzulegen. Und das tat auch die weitaus größte Anzahl aller Schwestern.

Im Georgslazarett herrschte zu meiner Zeit ein gemütlicher Verkehrston unter den Ärzten, die, größtenteils von früher her miteinander bekannt, in bester Harmonie zusammenarbeiteten. Nur die Herrschsucht der Oberin brachte manchmal einen Mißton hinein, der durch die liebenswürdig ausgleichende Art des Oberarztes Dr. P. jedoch stets bald beseitigt wurde. Obwohl erst seit kurzem auf diesem Posten, den sein Vorgänger wegen unangenehmer Differenzen mit den Ärzten und auch dem übrigen Personal hatte aufgeben müssen, hatte Dr. P. es verstanden, sich im Laufe einiger weniger Wochen die allgemeine Achtung und Zuneigung zu erwerben. Eine stille, bescheidene, von leichtem Humor getragene Umgangsweise gab ihm die Möglichkeit, ganz unmerklich die Leitung der Anstalt in die Hand zu nehmen, ohne jemanden zu verletzen. Er wurde allgemeine Vertrauensperson, sorgte für das Wohlergehen der Ärzte, fürs Amüsement der Schwestern, arrangierte eine Weihnachtsfeier für den chinesischen Ortssatrapen, den Dsjan-Dsjun, endlich eine Neujahrsfeier für das Hospitalpersonal und die befreundeten Kollegen. Das letztere Fest verlief so animiert und dabei harmonisch, daß es mir stets in angenehmster Erinnerung bleiben wird. Dabei wußte Dr. P. in geschickter Weise die Neigung der jüngeren Kollegen zur Entfaltung überflüssigen Prunks und zu übertriebenen kulinarischen Genüssen einzudämmen, so daß alle diese Veranstaltungen in keiner Weise Anstoß erregen konnten. Kurze Zeit nachdem ich Charbin verlassen, ist Dr. P. plötzlich auf einer Reise nach Mukden verschieden. Er war schwer herzleidend und die vielen Aufregungen, die große Arbeit, die er leistete, mögen zur Beschleunigung seines Lebensablaufs beigetragen haben. Ehre seinem Andenken!

Meine Erkrankung hatte einen milden Verlauf genommen: schon nach drei Wochen war ich aufgestanden, worauf aber eine leichte Verschlimmerung eintrat, die mich zu nochmaligem zwei Wochen langem Liegen veranlaßte. Auf den Rat einiger befreundeter Kollegen hatte ich schweren Herzens, denn mir graute vor dem drohenden militärärztlichen Tribunal, ein Gesuch um Begutachtung zwecks eventueller Evakuierung in die Heimat eingereicht. Nach etwa drei Wochen erhielt ich den Befehl, mich der am 12. Dezember im ersten kombinierten Feldlazarett tagenden Kommission vorzustellen. Typischerweise traf der Befehl erst am 12. Dezember, dem Sitzungstage, spät abends ein, auch hätte ich ihm ja nicht Folge leisten können, da ich das Bett noch nicht verlassen durfte. Nur dank der Liebenswürdigkeit der die Kommission bildenden Kollegen, die sich zu mir bemühten, als sie erfuhren, in welchem Zustande ich sei, wurde mir ein langwieriger Aufschub und viel unnütze Schreiberei erspart. Das Resultat der Begutachtung übertraf alle meine Erwartungen: einstimmig erklärten die Kollegen, daß ich als chronisch Kranker evakuiert werden müsse. Meine Freude war groß, schon winkte mir baldige Heimkehr! Doch hatte ich die Rechnung ohne Seine Gestrengen, den Herrn Medizinalinspektor Dr. B., gemacht. Zu meiner Bestürzung erfuhr ich nach anderthalb Wochen, daß er die Resolution der Ärzte nicht bestätigt habe. Die Motive dieses Beschlusses sind mir unbekannt geblieben. Es verging wieder eine Woche bangen Wartens, dann erhielt ich am 26. Dezember spät abends den Befehl, mich am nächsten Morgen der im 3. kombinierten Feldlazarett tagenden Kommission vorzustellen. Zitternden Herzens begab ich mich denn am nächsten Morgen ins genannte Lazarett, war bereits um 3/4 10 an Ort und Stelle, um 10 Uhr sollte die Sitzung beginnen. Ich wurde in den Speisesaal der Offiziersabteilung gewiesen, dort sollte ich warten. Nach einiger Zeit erschien Dr. M., ein mir dem Namen nach bekannter Kollege, der ursprünglich dem Roten Kreuz angehört, dann aber wegen Meinungsverschiedenheiten mit den leitenden Personen dieses, wie er mir sagte, verrottete Ressort verlassen und Militärarzt geworden war. Er hatte zurzeit die Stelle eines chirurgischen Assistenzarztes am 3. kombinierten Feldlazarett inne und war

zur Teilnahme an meiner Begutachtung bestimmt. Nachdem er sich aufs eingehendste nach den Einzelheiten meiner Krankheit erkundigt, verließ er mich mit der Bemerkung, es werde wohl noch eine Weile dauern, da der Chef mit Operieren beschäftigt sei. So saß ich denn wieder allein und fror, draußen herrschte eine Kälte von über 20 Grad und ein eisiger Wind pfiff durch die Wand der Baracke. Gegen 12 Uhr erschien ein Oberst X., der ex officio der Begutachtung beiwohnen sollte; auf meine Frage, ob man noch lange werde warten müssen, erwiderte er, daß die Sitzung zwar immer um 10 Uhr angesagt werde, aber nie vor 12 Uhr beginne. Wir unterhielten uns noch etwa eine Stunde lang, dann endlich erschienen die Komissionsmitglieder und bald wurde ich vorgenommen. Wie ich gleich nachher von Dr. M. erfuhr, hatte die Untersuchung, welche besonders von seiten des Oberarztes Dr. K. mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis vorgenommen wurde, im wesentlichen dieselben Resultate ergeben, wie die vom 12. Dezember, nur in noch präziserer Form. Durchfroren und halb beruhigt kehrte ich heim; wie würde diesmal wohl der Bescheid des Herrn Medizinalinspektors B. lauten? Und wieder verging eine Woche, alle Erkundigungen, die ich einziehen ließ, brachten keine Klärung, immer hieß es, in den nächsten Tagen werde die Exzellenz meine Sache entscheiden. Da am 26. Dezember, wir hatten uns eben an eine Nachmittagswhistpartie gesetzt, wurde ich eiligst gerufen, drei „Generäle“ seien gekommen und wünschten mich zu sehen. Es waren B., der gestrenge Medizinalinspektor, General J., der gefürchtete Chef des Medizinalressorts in Charbin und der Inspektor der Charbiner Hospitäler, Oberst L. Diese drei Herren bildeten die seit einiger Zeit in Funktion getretene sogen. „Säuberungskommission“, welche von Hospital zu Hospital wanderte, um alle Offiziere oder Ärzte, die nicht unbedingt pflegebedürftig waren, ausfindig zu machen und in die Front zurückzubefördern. Hierbei wurde oft mit äußerster Rücksichtslosigkeit gegen die Kranken vorgegangen, insbesondere aber gegen Ärzte, die schutzlos jeder Willkür der Vorgesetzten preisgegeben waren. General J. trieb es in seinem Feuereifer so arg, daß er nach einiger Zeit seinen Posten verlassen mußte, nachdem ein von ihm mißhandelter Offizier seinem Leben

durch Selbstmord ein Ende gemacht hatte. Ich werde die Schilderung eines höheren Offiziers nicht vergessen, wie General J. nach der Schlacht bei Mukden ihn und viele andere kranke Offiziere aus dem nach Charbin gehenden Sanitätszuge bei 30 Grad Kälte mit Gewalt hatte hinauswerfen lassen, obwohl die meisten von ihnen Urlaubsscheine ihrer Vorgesetzten hatten vorweisen können. Mein Gewährsmann ließ sich nicht einschüchtern, ging dem Zuge eine Strecke voraus und wurde wieder aufgenommen, um von der Charbiner Kommission als schwerkrank in kürzester Frist in die Heimat evakuiert zu werden. General J. war früher Polizeimeister in Irkutsk gewesen und von da stammte die rücksichtslose Energie seiner Maßregeln!

Nachdem Exzellenz Dr. B. mich einer höchst oberflächlichen Untersuchung unterworfen, erklärte er, meine Evakuierung sei beschlossene Sache; noch einige liebenswürdige Worte, sogar General J. wünschte mir glückliche Reise, und die drei Herren empfahlen sich. Ich bezahlte den gehabten Schreck mit einer heftigen Migräne und konnte nur langsam zum Vollgefühl des endlich errungenen Erfolgs kommen.

Die letzten drei Wochen, seit ich meine Kräfte wieder gewonnen und imstande gewesen, Spaziergänge zu machen, waren viel schneller vergangen, auch war ich bei verschiedenen Bekannten gewesen und hatte des öftern Besuche empfangen. Die chinesischen Läden übten eine große Anziehungskraft auf mich aus, besonders nachdem meine Heimreise beschlossene Sache geworden. Es war auch interessant genug, sich im „Hafen" (Pristan), dem Handelsviertel Charbins, herumzutreiben, mit chinesischen Kaufleuten in gebrochenem Russisch-Chinesisch zu verhandeln und sich allerlei Schund anschmieren zu lassen oder aber anzusehen, wie arglose Neulinge von ihnen betrogen wurden. Zur Weihnachtszeit langten recht zahlreich geschmuggelte japanische Waren an, die reißend schnell und zu immer steigenden Preisen Absatz fanden.

Ich muß hier noch einer Veranstaltung gedenken, welche bei etwas geschickterer Exploitierung sehr großen Nutzen hätte stiften können. Der Moskauer Militär-Konsumverein hatte in Charbin eine Zweigniederlage errichtet, wo man viele nützliche und wohlschmeckende Dinge zu sehr mäßigen Preisen erhalten konnte. Da

sich aber zuerst in Lyao-yan, später in Mukden das Hauptdepot des Vereins befand, gelangte nur etwa $^1/_5$ der Waren in Charbin zum Verkauf, was die Bedeutung des Unternehmens außerordentlich einschränkte: Zwei bis drei Tage nach Ankunft einer neuen Sendung war alles Gute und Brauchbare schon ausverkauft. An diesen beiden Tagen aber mußte man drei, ja fünf Stunden in dem engen Raum warten, bis man bedient wurde, denn die als Verkäufer hierher beorderten Soldaten waren erstens ungeschickt, zweitens aber in ganz ungenügender Zahl vorhanden. Auch wurde der edle Zweck dieses Vereins, dem Militär Gelegenheit zu guter und billiger Versorgung mit dem Notwendigen zu geben, schon dadurch vereitelt, daß die Niederlage ohne Kontrolle jeder beliebigen Zivilperson offen stand.

In den letzten Tagen meines Charbiner Aufenthaltes besuchte ich ein chinesisches Theater und hatte das Vergnügen, erst ein Götterdrama à la Wagner, dann ein Stück im Überbrettlgenre und endlich eine naive Ehebruchskomödie im Pariser Geschmack zu sehen. Alles mit musikalischer Begleitung und in hübschen, teilweise prächtigen Kostümen. Amüsanter fast als die Vorgänge auf der Bühne war's, die Zuschauer zu beobachten, die den untern, unserm Parkett entsprechenden Raum Kopf an Kopf gedrängt, ihren Tee schlürfend, bis auf den letzten Platz füllten. Bei effektvollen Stellen ging eine Bewegung durchs ganze Publikum und es erscholl von allen Seiten der Ausruf „Hau-Hau" als Zeichen größter Befriedigung. Die im Parket sitzenden Zuschauer gehörten wohl ausnahmslos der unbemittelten Bevölkerungsklasse an und schienen mit kindlicher Freude den gebotenen Kunstgenuß aufzunehmen. Der bessere Teil des Publikums hatte auf dem ähnlich wie in unseren Theatergebäuden gelegenen Balkon Platz gefunden; gegen Zahlung von 2 Mark war mir ein Platz dicht über der Bühne, etwa entsprechend unseren Fremdenlogen, eingeräumt worden. Ich saß neben einem liebenswürdigen jungen chinesischen Beamten, der, in würdevoller Haltung, mit der Brille auf der Nase und einer großen ledernen Geschäftsmappe unter dem Arm, sich bemühte, mich in ganz fließendem Russisch über die Vorgänge auf der Bühne aufzuklären. Doch benötigte ich seiner Dienste gar nicht so häufig, nachdem der erste verblüffende Eindruck verwunden war. Die

barbarische Musik des im Hintergrund der Bühne untergebrachten Orchesters und der schrille, monotone Gesang der Schauspieler sind zunächst zwar überwältigend für europäische Ohren, jedoch allmählich gewöhnt man sich, und die pathetische, aber sprechende Mimik hilft einem über die Unverständlichkeit der Sprache hinweg. Gern hätte ich noch ein anderes der Charbiner chinesischen Theater besucht, doch nahmen mich in den paar Tagen vor der Abreise die Vorbereitungen zu sehr in Anspruch.

Mit dankbarem Herzen verließ ich das Georgslazarett, wo ich so erquickend freundliche Aufnahme, die beste Pflege und angenehmste Gesellschaft gefunden.

X.

Der Sanitätszug Nr. 7. Meine Abreise von Charbin. Die Reisegefährten. Die Juden und die russische Revolution. Kapitän Sc. und einiges vom Offizierskorps. Ankunft in St. Petersburg.

Nach vielen Laufereien war mir's endlich geglückt, alle notwendigen Dokumente zu erhalten, auch hatte ich mich eines Platzes im Sanitätszuge No. 7, der am 16. Januar eintreffen und mich bis Irkutsk bringen sollte, versichert. Schon am Morgen des 17. ließ ich meine Sachen auf den Bahnhof schaffen und es gelang mir, sie im Packwagen des inzwischen verspätet eingetroffenen Sanitätszuges unterzubringen. Zu meinem Leidwesen überzeugte ich mich bald, daß ich das Pech gehabt, in einen der sogen. „adaptierten" Sanitätszüge hineinzugeraten, der fast ausschließlich zum Transport leichtverwundeter Untermilitärs bestimmt war: er bestand aus vier Wagen IV. Klasse und einer ganzen Reihe gewöhnlicher Güterwagen. Das Ärztepersonal (ein Oberarzt und zwei Assistenzärzte) und die Kommandanten des Zuges waren in einem Wagen I. Klasse, die barmherzigen Schwestern in einem solchen II. Klasse untergebracht.

Nachdem ich mich am Morgen dem Oberarzt des Zuges vorgestellt, war mir mitgeteilt worden, ich würde meinen Platz am Abend eine Stunde vor Abgang des Zuges angewiesen erhalten. Da die Abfahrt auf 10 Uhr festgesetzt war, meldete ich mich um 9 Uhr und ein Feldscher führte mich zum letzten Wagen IV. Klasse, wo noch einige freie Plätze vorhanden waren. Die ganze Einrichtung dieses primitiven Transportmittels bestand aus je drei Tragbahren, die in zwei Reihen übereinander an beiden Längswänden des Wagens hängend befestigt waren.

Es war nicht von bester Vorbedeutung, daß unsere Abfahrt sich um volle 12 Stunden verzögerte; erst am 18. Januar um 10 Uhr morgens setzte sich der Zug in Bewegung. Unterdessen

hatte ich Zeit gehabt, mich ein wenig mit meinen Reisegefährten bekannt zu machen. Es waren außer mir neun Mann in unserem Wagen untergebracht, darunter ein Arzt, zwei aus der Reserve einberufene Militärbeamte, ein Freiwilliger und fünf Offiziere. Der Freiwillige war schwer lungenleidend, hatte abends starkes Fieber und fortwährendes Blutspeien, sollte bis Tschita befördert werden, wo eine nahe Verwandte als barmherzige Schwester tätig war. Schwerkrank war auch der eine Militärbeamte, nach seinem Aussehen und dem fortwährenden Erbrechen zu schließen, muß er wohl an Magenkrebs gelitten haben. Die übrigen Insassen waren sämtlich Rekonvaleszenten, denen man die überstandene Krankheit zum Teil nicht ansah. Der jüdische Kollege war nach überstandener Pneumonie wegen starken Lungenemphysems mit vieler Mühe zur Evakuation bestimmt worden. Er stammte aus Kieff und hatte sich dort einer ganz einträglichen Praxis erfreut, bis die Einberufung ihn betroffen; obwohl kein Jüngling mehr, etwa in der Mitte der Vierziger stehend, machte er einen frischen, jovialen Eindruck und verkürzte uns mit unzähligen Anekdoten, in denen er im jüdischen Jargon ganz harmlos seine eigenen Stammesgenossen verspottete, angenehm die Zeit. Störend war mir sein etwas unnatürlich aufgebauschter Patriotismus, der sich in Lobeserhebungen unseres Militärs und seiner Leistungen äußerte. Wie er mir später, quasi entschuldigend, erklärte, hatte seine Frau sich durch politische Umtriebe kompromittiert, und er versuchte nun wohl, durch übertriebene Loyalität diesen Makel gutzumachen. Ich muß übrigens bemerken, daß Kollege P. der einzige jüdische Arzt war, dem man allzugroße Loyalität zum Vorwurf machen konnte; sonst waren die Juden überall und stets das unruhige, unzufriedene, ja direkt zersetzend wirkende Element. Es galt allerdings zu jener Zeit vieles für verbrecherisch, was heute als Ausdruck gemäßigt liberaler Gesinnung in allen konservativen und regierungsfreundlichen Blättern zu lesen ist. Immerhin läßt sich's nicht bestreiten, daß die sozialrevolutionäre Agitation zu ihren Hauptträgern die jüdische Intelligenz, Ärzte, Ingenieure und Rechtsanwälte zählt. Der Mangel an aufbauenden Prinzipien in der russischen Revolution ist auf diese rein destruktive Richtung ihrer jüdischen Anführer zurückzuführen. Der Russe

selbst ist kein Staatenbildner, hat vielmehr stets fremde Prinzipien hinübergenommen, auf denen er sein Reich aufgebaut hat. Ich erinnere nur an die Warjäger, den polnisch-litauischen Einfluß, das Tatarentum, welches mit den Begriffen Bestechung und Knute bis heute herrschende Elemente hineingetragen. Rein westeuropäische Kultur und den imperialistischen Gedanken oktroyierte Peter der Große seinen darüber unwilligen Untertanen; unter Alexander I. und während der Regierung Alexanders II. waren es deutsche und französische Einflüsse, die umgestaltend in die Geschicke Rußlands eingriffen. Die Rückkehr zu den tatarisch-monarchischen Prinzipien, dem Zarismus und der Knute, während der Regierung Nikolaus' I. und Alexanders III., dieser eisernen Retrograden, bereitete dem heutigen Zusammenbruch des Absolutismus und den Erfolgen der Revolution den Boden. Mit Recht sagt ein russischer Publizist, es sei schwer vorauszusehen, mit welchen Opfern das russische Volk eine 25jährige Epoche schwersten Druckes werde bezahlen müssen, wo Willkür der Beamten, Rechts- und Schutzlosigkeit des Volkes, Knechtung und Depravierung der Presse, gewaltsame Unterdrückung jeder Bildung, den Eigentumsbegriff und das Rechtsbewußtsein völlig vernichteten. Auf dem Boden der Unbildung und der Abgeschlossenheit wuchsen jene Ideen vom „faulen Westen“ und dem „heiligen Rußland“ auf, die Pobedonoszeff zum Ausbau seines selbstherrlichen, auf kirchlicher Basis begründeten Systems verwandte. So sehr heute dieser finster-asketische Gewalthaber von den Vertretern fast aller Richtungen verketzert wird, seine Ideen von der „eigenartigen, zukunftsreichen Kultur des großen russischen Volks“ spuken in den Köpfen nur allzu vieler Staatsmänner und Publizisten. Nur ein rücksichtsloses Überbordwerfen des alten, jämmerlichen Flickwerks und ein Neubau mit den besten, aber erprobten Mitteln kann Rußland die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schenken. Kein utopistisch ultraliberales Regime können wir brauchen; eine aufrichtige, konstitutionell-monarchische Regierung tut uns not. Aufgeben des imperialistischen Annexions- und Zentralisationssystems und Schaffung eines besitzlichen, intelligenten Bauernstandes auf Grund allmählich zu verbreitender Volksbildung, das wären die anzustrebenden Ziele.

Mein Kollege P. besaß außer den obengenannten geselligen Talenten auch die Fähigkeiten eines guten Kartenspielers. Da sich noch andere Liebhaber fanden, so wurde diese Beschäftigung viel gepflegt und vertrieb uns die Zeit während der endlosen dunklen Abendstunden auf der langen Fahrt bis Irkutsk. Nachdem man uns zuerst gesagt, wir würden am siebenten Tage dort eintreffen, hieß es bald, vor dem zehnten Tage könnten wir nicht anlangen und schließlich erreichten wir erst am dreizehnten die Hauptstadt Westsibiriens. Besonders viel Zeit verloren wir bei der Fahrt auf der Baikal-Umgehungsbahn, die zwar funktionierte, aber der man ihre provisorische, übereilte Fertigstellung überall ansah. Herrlich war der Blick auf die hohen, schroff abfallenden Bergwände des Sajangebirges und den gänzlich beeisten und schneebedeckten See, an dessen Ufer wir auf schmalem, durch nichts vor Frühjahrswasser, Bergrutsch oder Lawinen geschütztem Damme dahinfuhren. Böse Zungen behaupteten, die Langsamkeit unserer Fortbewegung sei nur dem Kommandanten des Zuges, Oberst N., zuzuschreiben, der bestrebt sei, möglichst lange unterwegs zu sein, um weniger Fahrten hin und zurück zu machen. Etwas Gutes war allerdings dem Obersten N. nicht zuzutrauen; die ganz mangelhafte Kost, für Magen- oder Darmleidende war sie wirklich kaum zu genießen, veranlaßte die Insassen unseres Wagens, einen geharnischten Protest zu erheben, der uns aber nichts nützte. Auch war es nachts im Wagen eiskalt, der Fußboden morgens bereift; geheizt wurde nur wenig, um Holz zu sparen! Dabei waren draußen zwischen 20 und 25 Grad Kälte. In den Bergen lag verhältnismäßig wenig Schnee, die tief eingerissenen Schluchten sahen mit ihren dicht und wirr durcheinander wachsenden Kiefern, Tannen und Zedern malerisch genug aus, wenn die eisige Wintersonne sie hell bestrahlte.

In Irkutsk mußten wir unseren Zug verlassen, taten es leichten Herzens und viele von uns verzichteten auch auf das Vergnügen einer Weiterbeförderung im nächsten Sanitätszuge, der unsere Geduld am Ende auf eine allzu harte Probe gestellt hätte. Um ein Freibillet und Fahrtengelder zu erhalten, wurden wir angewiesen, uns an den Irkutsker Militärchef zu wenden. Mit dieser Absicht bestiegen wir einen Fuhrmannsschlitten, der uns

schnell vom Bahnhof über den festgefrorenen Strom in die Stadt brachte. Die Fahrt war übrigens nicht gerade angenehm, 34 Grad Frost (Reaumur) und eisiger Wind, der uns gerade entgegenwehte! Natürlich war's mit der Fahrt zum Militärchef nicht abgemacht, wir mußten noch an drei oder vier anderen Stellen antichambrieren und Bittschriften einreichen, um den Fahrschein und etwa 60 Mark zu erhalten. Da der Postzug, den wir benutzen wollten, erst am Abend abging, benutzte ich die paar übrigen Stunden, um einen alten Studienfreund, Dr. B., aufzusuchen. Ich hatte auch die Freude, meinen verehrten Petersburger Kollegen Dr. W. nebst Frau Gemahlin in ihrem für großstädtische Verhältnisse etwas ungewohnt beschränkten Heim anzutreffen und mit ihnen ein gemütliches Stündchen zu verplaudern. Dr. W., der die Leitung eines großen Lazaretts des Roten Kreuzes inne hatte, schien weniger von der ärztlichen als von der administrativen Tätigkeit recht ermüdet zu sein.

Mit drei Reisegefährten aus unserem Charbiner Sanitätszuge besetzten wir am Abend eine Abteilung II. Klasse, die sich aber bald als schlecht gewählt erwies. Den Nebenraum hatten vier ebenfalls evakuierte Offiziere inne, die aber vom frühen Morgen an dem Schnapsgenuß huldigten und gegen Abend in tobsuchtartige Zustände gerieten; als wir gegen den Lärm protestierten, gingen sie mit leeren Flaschen bewaffnet zum Angriff gegen uns vor, dem wir uns nur durch die Kuropatkinsche Taktik geordneten Rückzugs zu entziehen vermochten. Am zweiten Tage versagte die Heizung unseres Wagens, was zur Folge hatte, daß die Temperatur auf 3 Grad Reaumur sank. Ein mitleidiger Schaffner wies uns Plätze in der I. Klasse an, so daß wir dank der Kälte unserer gefährlichen Nachbarschaft glücklich entgingen.

Unter den zahlreichen Offizieren, mit denen wir von Charbin gemeinsam unsere Reise gemacht, hatte ich wenig sympathische Leute gefunden. Manche kamen deprimiert, ja vernichtet vom Kriegsschauplatze zurück, das waren die besten; dann gab es andere, die ungern hingingen und froh waren, leichten Kaufs davongekommen zu sein, deren ganzes Bestreben jetzt darauf gerichtet war, nur ja nicht wieder zurückgeschickt zu werden. Es gab auch einige Leute, von denen ihre Hospitalsgenossen ver-

sicherten, sie seien nur durch groben Betrug freigekommen; in einem Falle konnte ich mich von der Unbegründetheit einer solchen Anklage überzeugen, kann aber nach eigenen Erfahrungen die Möglichkeit solcher Vorkommnisse nicht ableugnen.

Eine dritte Gruppe endlich, und zu diesen gehörten viele junge Offiziere, vertrat die Meinung, daß alle erlittenen Mißerfolge nur einem bösen Zufall oder gar direktem Verrat zuzuschreiben seien. Zu solchen Anschauungen bekannte sich ein Kosakenoffizier, Mitbewohner unseres Wagens, der uns von Charbin bis Irkutsk vorbramarbasierte. Er benutzte den Aufenthalt in letzterer Stadt zu einem Vergnügungsausflug, von dem er in sinnlos betrunkenem Zustande von einigen Soldaten, die ihn auf der Straße aufgelesen, zum Sanitätszuge zurückgebracht wurde.

Bei unserer Übersiedelung in die I. Klasse führte mich ein freundliches Geschick mit dem ebenfalls evakuierten Kapitän Sc. zusammen. Wir wurden schnell bekannt und haben Stunden, ja halbe Tage mit ihm verplaudert, wobei ich Einblick in Verhältnisse gewann, die mir bis dahin ganz fremd gewesen. Obwohl rein polnischer Abstammung, war er mit Leib und Seele russischer Offizier, den nur die Zurücksetzung, welche seine Landsleute bei der Besetzung höherer Chargen erfuhren, tief schmerzte. Er selbst war, wohl wegen hervorragender Fähigkeiten, früh Kompagnieführer geworden; beim Beginn des Krieges wurde er dem Stabe eines Großfürsten, der in Ssamara die Bergartillerie formierte, zugeteilt. Wie er mir erzählte, hatte die dem Großfürsten zur Verfügung gestellte Mannschaft nur zu 19 Prozent aus artilleristisch vorgebildeten Reservisten bestanden, der Rest setzte sich aus Angehörigen aller anderen Waffengattungen zusammen. Nur mit Aufbietung seines ganzen persönlichen Einflusses war es dem Großfürsten gelungen, geeigneteres Material zu erhalten. Erst im Anfang November 1904, nach den Schahò-Tagen, war Sc. auf den Kriegsschauplatz abgesandt worden und dort sofort zum Führer einer den Wachtdienst in den ganz vorgerückten Stellungen versehenden Kompagnie ernannt worden. Traurig klang seine Schilderung der Fähigkeiten der die Nachbarkompagnien befehligenden Offiziere. Keine Nacht verging ohne sinnlose Alarmierungen und blinde

Schießereien; oft hatten die Schnellfeuer kommandierenden Offiziere keine Ahnung, ob sie Freund oder Feind oder überhaupt jemand vor sich hatten. Durch dieses planlose ins Dunkel Feuern wurde massenhaft Munition vergeudet und eine grenzenlose Nervosität aller Leute, Offiziere und Soldaten, hervorgerufen. Im Laufe mehrerer Wochen hatte Kapitän Sc. seine Mannschaft so weit diszipliniert, daß sie nicht blindlings mitfeuerte, wenn nebenan das Geknatter losging. Da hatte er das Unglück, bei einem ganz unbedeutenden Scharmützel von einer japanischen Kugel getroffen zu werden, die ihm eine Lunge durchschlug. Der starke Blutverlust und eine verzögerte Heilung zwangen ihn, nach vierwöchentlichem Krankenlager in Charbin, in die Heimat zurückzukehren, um von da aus weiter in den Süden zu gehen und dort schnellere Wiederherstellung zu suchen. Mit tiefem Schmerz sprach Kapitän Sc. von der mangelhaften Ausbildung unserer Armee-Mannschaften, die nur durch ungewöhnliches Interesse und Verständnis der Offiziere ausgeglichen werden könne. Diese Eigenschaften aber fehlen dem russischen Offizierskorps nur allzu häufig, das sich großenteils aus jungen Leuten rekrutiert, die aus irgendwelchen Gründen ihre Gymnasialbildung nicht vollenden konnten und eine Zuflucht in den Kadettenkorps gefunden. Weiber, Karten und Wein, besonders letzterer, sind die Tröster im öden Einerlei der kleinen und größeren Garnisonen im weiten Reich! Aber leider auch die Vernichter jeden Strebens und jeden Fortschritts. Eine volle Nichtachtung der Leistungen des russischen Generalstabs legte Sc. an den Tag; in vollem Einklang damit standen auch die Äußerungen mehrerer anderer Offiziere, mit denen ich diese Frage besprochen. Protektion sei die wichtigste Bedingung, um in den Generalstab zu gelangen; die Mehrzahl der die Akademie absolvierenden Offiziere seien reine Theoretiker, hätten vom Frontdienst keine Ahnung, kämen trotzdem enorm schnell vorwärts und dienten zur Besetzung der wichtigsten Stellungen.

Am 7. Februar, also von Irkutsk ab gerechnet, am achten Tage, trafen wir glücklich in Tscheljabinsk ein, jedoch mit 12 Stunden Verspätung, so daß wir den korrespondierenden Postzug nicht mehr erreichten und volle 14 Stunden auf dem Bahnhof sitzen mußten. Kein Vergnügen bei dem Gedränge

und der Hitze in diesem Lokal, während draußen etwa 20 Grad Frost waren! Hier erhielten wir die ersten ausführlichen Berichte über den blutigen Beginn der Revolution in Petersburg am 22. Januar, bisher, und zwar schon von Tschita an, waren nur unklare, entstellte und übertriebene Berichte zu uns gedrungen. Die Auffassung des Geschehenen im sibirischen Publikum, das mit uns im Zuge fuhr, darunter Beamte, Ingenieure und Kaufleute, gipfelte in einer fast einstimmigen Verurteilung der Regierung und Sympathiekundgebungen für die revolutionären Bestrebungen.

Gleich hinter Tscheljabinsk fuhren wir in den dicht verschneiten Ural hinein; es ging unglaublich langsam vorwärts, einerseits wegen der vielen uns entgegenkommenden Militärzüge, andererseits wegen der Unsicherheit der Strecke. So konnte ich denn in voller Muße die Winterszenerie im Bergwald bewundern. Kurz nach Slatoust verließ mich zu meinem Bedauern mein Reisegefährte Kapitän Sc., der im Ural noch Verwandte zu besuchen beabsichtigte. Am 9. Februar abends erreichten wir Ssamara, am 10. Ssysran, wo wir wegen Anschlußversäumnis auf dem Bahnhof nächtigen mußten. Von Rjasan an ging die Reise nach Moskau und von da weiter glatt und fahrplanmäßig von statten, so daß ich am Morgen des 13. Februar nach fast sechsmonatlicher Abwesenheit St. Petersburg wieder erreichte.

XI.

Erholungszeit. Militärärztliche Kommissionen und ihr Verhalten Evakuierten gegenüber. Wieder im Dienst. Perm. Tscheljabinsk. Oberst Shd. Exzesse der Reservisten. Besuch Trepoffs. Wieder erkrankt. Rückkehr in die Heimat.

Meine Erholung machte unter dem Einfluß der günstigen heimischen Verhältnisse im Laufe der Monate Februar, März und April stetig Fortschritte. Allmonatlich hatte ich das Vergnügen, mich der in Jamburg*) (in nächster Nähe meines ländlichen Aufenthaltsorts) befindlichen militärärztlichen Kommission vorzustellen, die über Verlängerung meines Urlaubs zu bestimmen hatte. Im Anfang Mai fühlte ich mich endlich kräftig genug, um die Arbeit wieder aufzunehmen und reichte infolgedessen ein Gesuch um erneute Begutachtung meines Zustandes ein. Nach den militärsanitätsgesetzlichen Vorschriften gibt es für vom Kriegsschauplatz evakuierte Offiziere und Ärzte drei Möglichkeiten:

1. Sie werden als genesen zur Front zurückgeschickt.
2. Sie können als noch nicht im Vollbesitz ihrer Kräfte befindlich zum Dienst in den auf Friedensfuß belassenen Heeresteilen beordert werden; oder
3. Erhalten sie als chronisch Kranke den Abschied.

In meinem Gesuch hatte ich gebeten, falls P. 3 nicht in Anwendung kommen konnte, mich entsprechend dem P. 2 in Dienst zu stellen. Zum Bestande der Kommission, die über mein Schicksal zu entscheiden hatte, gehörten außer dem Kreismilitärchef drei Ärzte, darunter zwei Militärärzte und der Bezirksarzt (Kreisphysikus). Als Vorsitzender fungierte der Regimentsarzt des in Jamburg stationierten Reservebataillons, ein junger Kollege, Dr. Kr., der vor einem Jahr erst sein Studium absolviert hatte. Gleichzeitig mit mir wurden mehrere evakuierte Offiziere von der Kommission begutachtet; ich war erstaunt, wie

*) Kreisstadt im St. Petersburger Gouvernement.

der junge Kollege mit diesen zum Teil Schwerverletzten und notdürftig Wiederhergestellten umsprang. Als ich an die Reihe kam, wollte er anfangs überhaupt nicht zugeben, daß ich jemals krank gewesen sei; er gab mir zu verstehen, daß er auf alle von mir vorgestellten Zeugnisse, inklusive Evakuationsgutachten aus Charbin, gar nichts gebe, sie seien ja billig genug zu haben. Diese Bemerkung sollte eine Anspielung darauf sein, daß kürzlich einige Untersuchungskommissionen (u. a. die Moskauer, wenn ich nicht irre) wegen Bestechlichkeit zur gerichtlichen Verantwortung gezogen waren. Hätte der Bezirksarzt, ein würdiger, alter Herr, sich nicht aufs energischste für mich verwandt, so wäre ich vielleicht als gesund auf den Kriegsschauplatz zurückbefördert worden.

Ich kann nicht umhin, diese Art der Behandlung, unter der so viele der Evakuierten zu leiden hatten, hier öffentlich an den Pranger zu stellen. Militärärzte, die selbst durch Zufall oder Protektion der schweren Pflicht, ihrem Vaterland im fernen Osten zu dienen, entgangen waren, scheuten sich nicht, uns Evakuierten, die häufig moralisch und physisch schwer genug gelitten hatten, gegenüberzutreten, als wenn wir nur bestrebt seien, auf jede Weise uns der Erfüllung unserer Pflichten zu entziehen.

Nach längerer Beratung wurde mir mitgeteilt, die Kommission habe beschlossen, auf mich den P. 2 des obenerwähnten Reglements anzuwenden und demgemäß an die vorgesetzte Behörde zu berichten. Etwa drei Wochen später erging von der Oberevakuationskommission in St. Petersburg an mich die Anfrage, ob ich in bezug auf den Ort meiner Wieder-in-Dienst-Stellung Wünsche zu äußern hätte. Hocherfreut über diese ganz unerwartete und mit den sonstigen Gepflogenheiten unserer Militärsanitätsbehörden so wenig übereinstimmende Rücksichtnahme ersuchte ich um Anstellung im Bereich des St. Petersburger Militärbezirks. Leider verließ ich mich nun auf die Erfüllung dieser Bitte und verabsäumte, weitere Schritte zu tun, um mir die Anstellung in der Residenz oder wenigstens in der Nähe derselben zu sichern. Es vergingen volle sieben Wochen, bis ich am 3. August plötzlich zum Jamburger Kreismilitärchef zitiert wurde. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem Schreck machen, der mich durchfuhr, als er mir mitteilte, ich sei zum

jüngeren Arzt am 109. Reservefeldlazarett in Tscheljabinsk ernannt worden! Dieser Ort liegt schon jenseits des Uralgebirges und gehört geographisch zu Asien, wird aber politisch zum Orenburger Gouvernement, mithin zum Europäischen Rußland gerechnet. Ich hatte Tscheljabinsk sowohl auf meiner Hin- als auf meiner Rückreise aus dem fernen Osten oberflächlich, aber genügend kennen gelernt, um zu wissen, wie wenig angenehm sich der Aufenthalt dort gestalten müsse. Doch war nun nichts mehr zu machen, nach drei Tagen mußte ich abreisen, was ich auch schweren Herzens tat.

In die Zeit meiner Abreise spielten schon die ersten Vorzeichen der Friedensunterhandlungen hinein, doch war ich mir darüber völlig im klaren, daß auch ein rascher Friedensschluß mir nicht zu baldiger Rückkehr verhelfen könnte. Am 16. August abends traf ich in Tscheljabinsk ein und stieg in einem kleinen, in nächster Nähe der Bahn gelegenen Gasthause ab, wo ich für ein schmutziges, enges Zimmer 3 Mark täglich zu zahlen hatte.

Am nächsten Morgen stellte ich mich meiner vorgesetzten Behörde, der Tscheljabinsker Evakuationskommission, vor und erfuhr, daß das Lazarett No. 109 augenblicklich instand gesetzt werde und dadurch voraussichtlich noch einige Wochen außer Funktion bleiben werde. Diese Auskunft erteilte mir der Oberarzt der Kommission; dann verwies er mich an den Vorsitzenden derselben, Oberst Shd., der über meine momentane Verwendung entscheiden werde. Der Oberst empfing mich recht ungnädig, hörte meinem kurzen Bericht nur mit halbem Ohre zu und würdigte meine vorgelegten Dokumente kaum eines Blickes. Dann sagte er: „Sie können morgen nach Perm fahren, um dort den beurlaubten Dr. S. zu vertreten. Stellen Sie sich morgen wieder vor, um die nötigen Befehle in Empfang zu nehmen.“ Wortlos machte ich meine Verbeugung und war entlassen. Also stand mir wieder eine tagelange Reise nach der über 1000 Kilometer entfernten Stadt Perm bevor, die mir bisher nur als Verbannungsort für politische Verbrecher bekannt gewesen war. Am nächsten Tage erhielt ich eine Bescheinigung, auf Grund deren ich als „einen Krankentransport geleitender Arzt“ freie Fahrt nach Perm hatte. Charakteristisch ist die Ungeniertheit, mit der auf einem offiziellen Dokument (dem Frei-

billet) direkt unwahre Angaben vermerkt wurden: ich habe faktisch nie einen Krankentransport nach Perm begleitet! Es geschah, wie ich später erfuhr, zu dem Zweck, um die Form einer offiziellen Abkommandierung zu vermeiden, die mir das Recht auf freie Fahrt und entsprechende Diätengelder gegeben hätte. Als ich mich nach dem mir zukommenden Gelde erkundigte, sagte mir Oberst Shd., er sende mich „privatim“ nach Perm und ich hätte gar nichts zu beanspruchen. Ähnliche Gesetzwidrigkeiten waren in Tscheljabinsk durchaus an der Tagesordnung und wehe dem Arzte, der gegen dieselben oder gegen ihren Urheber, den Oberst Shd., Front machte. Dieser Herr erfreute sich nämlich der besondern Gunst des Kommandierenden des Kasanschen Militärbezirks, zu dem auch die Tscheljabinsker Kommission gehörte, und war infolgedessen unumschränkter Gebieter in seinem Distrikt.

So bestieg ich denn am 20. August abends den Postzug, der mich in etwa 36 Stunden nach Perm bringen sollte. Die Fahrt geht zunächst in nordwestlicher Richtung in die Vorberge des Urals hinein, vorüber an der malerisch gelegenen Stadt Jekaterinenburg, die durch ihre Bergwerke und Fabriken bekannt geworden. Weiter nördlich durchquert die Bahn den Ural und passiert die europäisch-asiatische Grenze, um allmählich nach Perm hinabzusteigen. Das Uralgebirge hat in seinem nördlichen Teil rein hügelig-waldigen Charakter, nur ganz ausnahmsweise sieht man felsige Partien. Der Wald bietet größtenteils einen traurigen Anblick; stellenweise ausgehauen, besteht er sonst aus mageren Birken und Tannen, deren Spitzen häufig genug verdorrt sind.

Die Stadt Perm erreichten wir am 22. August morgens, bei herrlichem Wetter. Beim Verlassen des Bahnhofs sieht man den Hafen der am breiten Kámastrom gelegenen Stadt vor sich. Mehrere Dampferanlegestellen mit Schiffen und Barken, viele Warenlager und dazwischen zahlreiche mit Güter-Aus- und Einladen beschäftigte Arbeiter bieten dem Auge ein buntes und belebtes Bild. Leider ist die ganze übrige Stadt öde und totenstill, enthält gar nichts an irgendwelchen Sehenswürdigkeiten. In den von einstöckigen Holz- und Steinhäusern umrahmten, geradlinigen Straßen bilden einige Kirchen und die Regierungs-

gebäude die einzige Abwechselung. Ich begab mich sofort in das örtliche kombinierte Feldlazarett, dem ich zukommandiert war, und stellte mich dem Oberarzt, einem freundlichen, aber pedantischen und unbeholfenen Menschen, vor. Auch die übrigen Kollegen lernte ich bald kennen, fand zu meiner Freude recht umgängliche Leute vor. Wenig sympathisch waren die am Hospital arbeitenden barmherzigen Schwestern, die sämtlich zu den „Freiwilligen" gehörten und zum Teil einen kompromittierend fröhlichen Lebenswandel führten. Über die Bestimmung unseres Lazaretts und die mir bevorstehende Arbeit war ich bald genug orientiert.

Die aus dem Osten über Tscheljabinsk anlangenden Evakuierten verließen hier in Perm die Eisenbahn, um zu Wasser in von der Regierung eigens zu diesem Zweck gecharterten Dampfern nach Kasan und Nishni-Nowgorod weiterbefördert zu werden. Diese Maßregel sollte die Eisenbahn entlasten und den Transport verbilligen, de facto aber kam jeder Kranke, der per Schiff expediert wurde, dem Fiskus gewiß ums Doppelte teurer zu stehen. Die Dampfer wurden erst gegen Ende des Sommers mehr in Gebrauch genommen, waren aber vom Mai an gepachtet.

Das örtliche kombinierte Lazarett war auf 400 Kranke berechnet, diente aber nur zum vorübergehenden Aufenthaltsort für die Evakuierten, von denen der weitaus größere Teil per Dampfer weiterexpediert wurde, der kleinere aber sofort im Lazarett begutachtet und in seinen, im gleichen Gouvernement oder den nächstliegenden Kreisen der Nachbargouvernements belegenen Heimatsort beurlaubt wurde. Unsere medizinische Tätigkeit beschränkte sich auf eine ganz oberflächliche Besichtigung der Ankömmlinge, Bestimmung der zu verabreichenden Kost und Begutachtung der zu Beurlaubenden. Letztere Aufgabe lag in den Händen einer aus drei von uns Ärzten bestehenden Kommission und wurde sehr summarisch ausgeführt; es gab eigentlich nur drei Krankheiten, auf Grund deren dann die Leute einen Urlaub von sechs Monaten bis zu einem Jahre erhielten, nämlich: Anämie, chronische Magen- und Darmkrankheiten und chronische Erkrankungen der Luftwege. In diese Kategorien ließen sich zur Not alle Fälle hineinzwängen.

Da unser Lazarett in Zelten untergebracht war, in denen jetzt, zur beginnenden Herbstzeit, nachts eisige Kälte und Feuchtigkeit herrschte, ferner als Operations- und Verbandraum nur ein kleines Zelt mit ganz ungenügender Ausstattung diente, hatten wir gar nicht die Möglichkeit, Schwerkranke aufzunehmen, mußten vielmehr alle pflegebedürftigen Kranken sofort in die privaten Hospitäler der Stadt abstoßen. Trotzdem also die medizinische Tätigkeit fast gleich Null war, bestand unser Personaletat aus sieben Ärzten, von denen allerdings zwei, die sich besonderer Protektion erfreuten, ständig beurlaubt oder abkommandiert waren. Immerhin blieben fünf Ärzte, deren tägliche Arbeitszeit sich auf knappe zwei Stunden beschränkte. Eine ganz überflüssige Persönlichkeit ist an solchen Lazaretten der Oberarzt, der lediglich dazu da ist, um seinen Namen unter ungezählte Schriftstücke zu setzen und dafür zu sorgen, daß nur ja recht sparsam gewirtschaftet wird. Nur aus letzterem Grund mischte er sich mitunter in unsere medizinischen Angelegenheiten, erteilte strenge Verweise, wenn die vorgeschriebene Norm der Beköstigung überschritten wurde u. dgl. m. Wie weit das Sparsystem getrieben wurde, beweist folgendes Vorkommnis. Die Evakuierten langten meist in zerlumpten Kleidern bei uns an, wurden für die Zeit ihres Aufenthalts ausgestattet und zogen beim Verlassen des Lazaretts wieder ihre Lumpen an. Durch Vermittlung des Roten Kreuzes hatten wir eine große Anzahl von Kisten, die alle nötigen Kleidungsstücke enthielten, unentgeltlich erhalten. Sie wurden aber nicht eröffnet, sondern sollten bei der Auflösung des Lazaretts unberührt dem Militärressort abgeliefert werden, wodurch unser Oberarzt sich ein besonderes Lob zu verdienen hoffte.

Ich verbrachte im ganzen nur 10 Tage in Perm, dann langte der von mir vertretene Kollege an und ich durfte nach Tscheljabinsk zurückkehren; der Abschied war mir nicht allzu schwer. In die Zeit meines Permer Aufenthalts fiel der Friedensschluß; die Nachricht erreichte uns am 31. August und entlockte den meisten einen tiefen Seufzer der Erleichterung. Laute Freude durfte niemand äußern, denn kein „wahrer Patriot" konnte ja die Abtretung russischen Gebiets an den heimtückischen Feind gutheißen. Es gab auch noch unverbesserliche

Idealisten, die bitter enttäuscht waren, hatten sie doch im stillen noch immer auf eine erfolgreiche Fortsetzung des Krieges und einen siegreichen Einzug des ruhmgekrönten Lenewitsch in Tokio gehofft!

Am 4. September kehrte ich nach Tscheljabinsk zurück, wo ich noch acht Tage auf die Eröffnung des 109. Lazaretts warten mußte. In dieser Zeit war ich zweimal Zeuge von Straßenunruhen, die von durchziehenden und hierher einberufenen Reservisten veranlaßt und nur mit Hilfe von Kosaken unterdrückt wurden. Maßlose Betrunkenheit machte diese armen, vom heimischen Herde losgerissenen, ungebildeten Bauern zu wilden Bestien, welche lärmend die Straßen durchzogen und die Läden plünderten. Was nützte die Schließung aller benachbarten fiskalischen Branntweinschenken, wenn überall ein flotter, heimlicher Verkauf betrieben wurde. Am schlimmsten war's damit auf der Eisenbahn bestellt; auf den Stationen spielten sich die widerlichsten Szenen ab. Hier wälzte sich ein sinnlos Betrunkener heulend im Grase, umgeben von weinenden Angehörigen; dort lag einer regungslos im Schoße seines Weibes und ein mitleidiger Freund flößte dem Bewußtlosen aus seiner Flasche noch den Abschiedstrunk ein! Wie sollte es auch damit besser bestellt sein, wenn die Polizei den Verkauf des verbotenen Getränks nicht nur nicht hinderte, sondern selbst ein Geschäft daraus machte. So sah ich mit eigenen Augen, wie auf einer Bahnstation, während meiner Rückfahrt nach Tscheljabinsk, ein Gendarm den Inhalt einiger auf dem Büffet prangenden Branntweinflaschen in einen Riesenteekessel verschwinden ließ, um denselben auf dem Bahnsteig an die wartenden Reservisten in allerdiskretester Form als Tee zu verkaufen.

Das 109. Lazarett wurde am 11. September eröffnet; es war in einem günstig gelegenen, schönen Steingebäude (ursprünglichen Theater) untergebracht, verfügte aber statt der vorschriftsmäßigen 210 Betten nur über 120. Da am Ort noch zwei kombinierte Feldlazarette bestanden, war das unsrige eigentlich zur Unterbringung schwerkranker und pflegebedürftiger Evakuierter, die in den leichten Zelten der obigen Lazarette nicht verpflegt werden konnten, bestimmt gewesen. Doch wurden infolge des frühen Herbstes und rauher, regnerischer Witterung

die beiden kombinierten Lazarette schon am 13. September geschlossen und dadurch fiel unserem kleinen Hospital die Rolle eines Etappenverpflegungs- und Sortierungspunktes in konzentriertester Form zu. Nicht nur hatten wir einen Krankenbestand, der täglich wechselte, dabei ausnahmslos begutachtet werden mußte, sondern wir mußten auch die Begutachtung vorüberziehender Evakuierter übernehmen. Hier sind in drei Wochen wohl viele Hunderte von Leuten durch meine Hände gegangen und haben mir einen recht klaren Begriff von der Zusammensetzung des Bestandes der Evakuierten gegeben.

Unter den Untersuchten gab es hier noch viel weniger schwere Fälle als in Perm, die wenigen vorkommenden aber waren wir nicht genötigt, abzuschieben, konnten sie vielmehr in unserem recht gut ausgestatteten Lazarett unterbringen. Trotzdem hatten wir fast nichts mit Krankenpflege zu tun, sondern unsere Arbeit bestand aus den täglich von 9 bis 1 Uhr, mitunter noch ein zweites Mal, von 3 bis 5 Uhr, vorgenommenen Begutachtungen der Evakuierten. Auffallend war mir unter ihnen der große Prozentsatz an jungen, erst 1905 einberufenen Leuten. Im Laufe von acht Monaten hatten sie also erstens ihre militärische Ausbildung genossen, waren dann in den fernen Osten abgefertigt worden, dort erkrankt und im September wieder an den Ort ihrer Einberufung zurückgelangt. Viele von ihnen hatten allerdings ihren Bestimmungsort gar nicht erreicht, waren schon unterwegs erkrankt und dann nach vielerlei Irrfahrten und unnützem Lazarettliegen zurückbefördert worden. Ich erinnere mich der Erzählung eines Soldaten, der in Tschita erkrankte, von den Ärzten des dortigen Lazaretts bald als genesen weiterexpediert wurde und nach Hundschulin (200 Kilometer südlich von Charbin) in sein Regiment gelangte. Dort wanderte er bereits am zweiten Tage ins Lazarett, wurde vom Regimentsarzt für untauglich zum Dienst erklärt und nach Charbin abgefertigt. Nach monatelangem Liegen und wiederholter Begutachtung war er endlich hier in seiner Heimat angelangt.

Unter den Begutachteten, die im Jahre 1905 in Dienst gestellt waren, befanden sich besonders viele gänzlich untaugliche Individuen mit schweren Herzfehlern, Lähmungen, chronischen Lungenleiden u. dgl. m. Aus solchen Fällen muß ich

den Schluß ziehen, daß die medizinische Untersuchung bei der Einberufung der Rekruten und Reservisten völlig unzureichend war. Sie wird auch meist ganz oberflächlich vorgenommen, da die Zahl der zu Untersuchenden die Kräfte der Ärzte oft weit übersteigt. Auch sind die Ärzte im allgemeinen viel eher geneigt, zweifelhafte Individuen anzunehmen, als zurückzuweisen. Ein wie großer Fehler solch leichtfertiges Annehmen aber ist, davon hat man sich bei diesem Feldzuge überzeugen können.

Ich hatte das Glück gehabt, unter dem Personal des 109. Lazaretts mehrere angenehme Gefährten zu finden. Vor allem war da ein Dorpater Kommilitone, Dr. v. E., der zwar das dienstpflichtige Alter als Reservearzt längst schon überschritten hatte, aber wegen versäumter Abmeldung nach mehrfacher Begutachtung dennoch zum Dienst eingezogen worden war. Seiner anregenden und tröstlichen Gesellschaft gedenke ich voller Dankbarkeit. Der Geschäftsführer unseres Lazaretts war ein junger, gebildeter Russe, mit dessen liberalen politischen Ansichten ich voll sympathisierte. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen, hatte aber verstanden, sich eine umfassende Kenntnis nicht nur der russischen, sondern auch der fremdländischen Literatur anzueignen. Unser Oberarzt stammte, gleich uns anderen Ärzten am 109. Lazarett, aus der Reserve und war ein freundlicher, ganz kenntnisreicher Mann, an dem mir nur das merkwürdige Verhalten zum Lazaretteigentum unangenehm auffiel. So benutzte er nämlich zu den Besuchen bei seinen zahlreichen Privatpatienten in der Stadt Pferd und Wagen des Lazaretts, ohne viel nach den Bedürfnissen des letzteren zu fragen.

Zum 22. September war uns der Besuch des vom Kaiser zum Inspektor des gesamten Sanitätswesens der Armee ernannten Generals T r e p o f f in Aussicht gestellt worden. Schon tagelang vorher herrschte in der Evakuationskommission und den Lazaretten fieberhafte Aufregung; Oberst Shd. fuhr überall umher, revidierte und inspizierte nach Kräften, während ihm die Angst vor dem nahenden großen Tage deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand. Die Aufregung erreichte ihren Höhepunkt, als durch eine Depesche aus Perm bekannt wurde, daß mein gewesener Chef, der Oberarzt des dortigen kombinierten Feldlazaretts, wegen ungenügender Verpflegung seiner Kranken

von General Trepoff Knall und Fall entlassen worden war. Als der Generalinspektor bereits in Tscheljabinsk eingetroffen war und wir ihn in corpore, im Schmucke der Galauniform, in unserem Lazarett erwarteten, erschien plötzlich ein Gehilfe des Obersten Shd. Er verlas uns eine Reihe von Antworten, die wir auf eventuelle Fragen des Generals Trepoff zu geben hätten. Es waren lauter Lügen, die die meisten von uns offen erklärten, unter keiner Bedingung aussprechen zu wollen. Leider wurde mir nicht die Möglichkeit geboten, eine Kopie dieses von Oberst Shd. verfaßten Schriftstückes anzufertigen; ich erinnere mich nur unter anderem, daß wir auf die Frage, ob uns in der Verpflegung der Kranken von seiten der Vorgesetzten keine Schwierigkeiten bereitet würden, antworten sollten, unsere Patienten hätten Hühner, Milch, Eier und alle gewünschten Nahrungsmittel jederzeit in überreichem Maße erhalten. Dabei hatte noch vor einigen Wochen Oberst Shd. persönlich eine Tabelle für die Krankenverpflegung ausgearbeitet, die auf dem Prinzip unmöglicher Einförmigkeit und größter Sparsamkeit beruhte.

Der gefürchtete Besuch General Trepoffs verlief günstiger als sich erwarten ließ. Die gefährlichen Fragen wurden nicht an uns gerichtet, was dem Oberst Shd. eine unangenehme Überraschung ersparte.

* * *

Seitdem ich nach Tscheljabinsk gekommen und auf die dortige ungesunde, schlecht zubereitete, rein animalische Kost angewiesen war, hatten sich die Beschwerden von seiten meines Blinddarms in verstärktem Maße eingestellt. Am 26. September erwachte ich mit äußerst heftigen Schmerzen und die herbeigeeilten Kollegen erklärten, daß mit der Möglichkeit eines operativen Eingreifens gerechnet werden müsse. Ich verweigerte die Vornahme einer Operation in Tscheljabinsk aufs entschiedenste und bat, mich unverzüglich nach Petersburg reisen zu lassen. Nach einer offiziellen Begutachtung meines Zustandes durch eine aus meinen Lazarettkollegen gebildeten Kommission erteilte mir Oberst Shd. die Erlaubnis zur Reise. Am 2. Oktober reiste ich in Begleitung eines Kollegen ab und traf am vierten Tage nach recht beschwerlicher Reise in St. Petersburg ein.

Meine Erkrankung fand erst nach Monaten durch eine glückliche Operation ihren Abschluß. Auf Grund des Gutachtens meiner Tscheljabinsker Kollegen erhielt ich nach Erledigung einiger Formalitäten den gewünschten Abschied. Nicht so leicht, wie den „bunten Rock“, fällt mir's, die schweren Eindrücke und Erinnerungen abzustreifen, die mit meiner Militärzeit für immer verknüpft sein werden. Wer die Schrecken des Krieges, auch fern vom Schlachtfeld, in ihrer unmittelbaren Wirkung kennen gelernt, darf nur mit dem Wunsch heimkehren, daß der Ruf „die Waffen nieder“ zur Parole aller Kulturvölker werde! Doch nicht nur die Waffen nieder, nein, nieder auch mit dem kulturfeindlichen Rassenhaß und auf zum friedlichen Wettstreit auf allen Gebieten, die des Menschen unermeßlich reicher Geist umfaßt!













